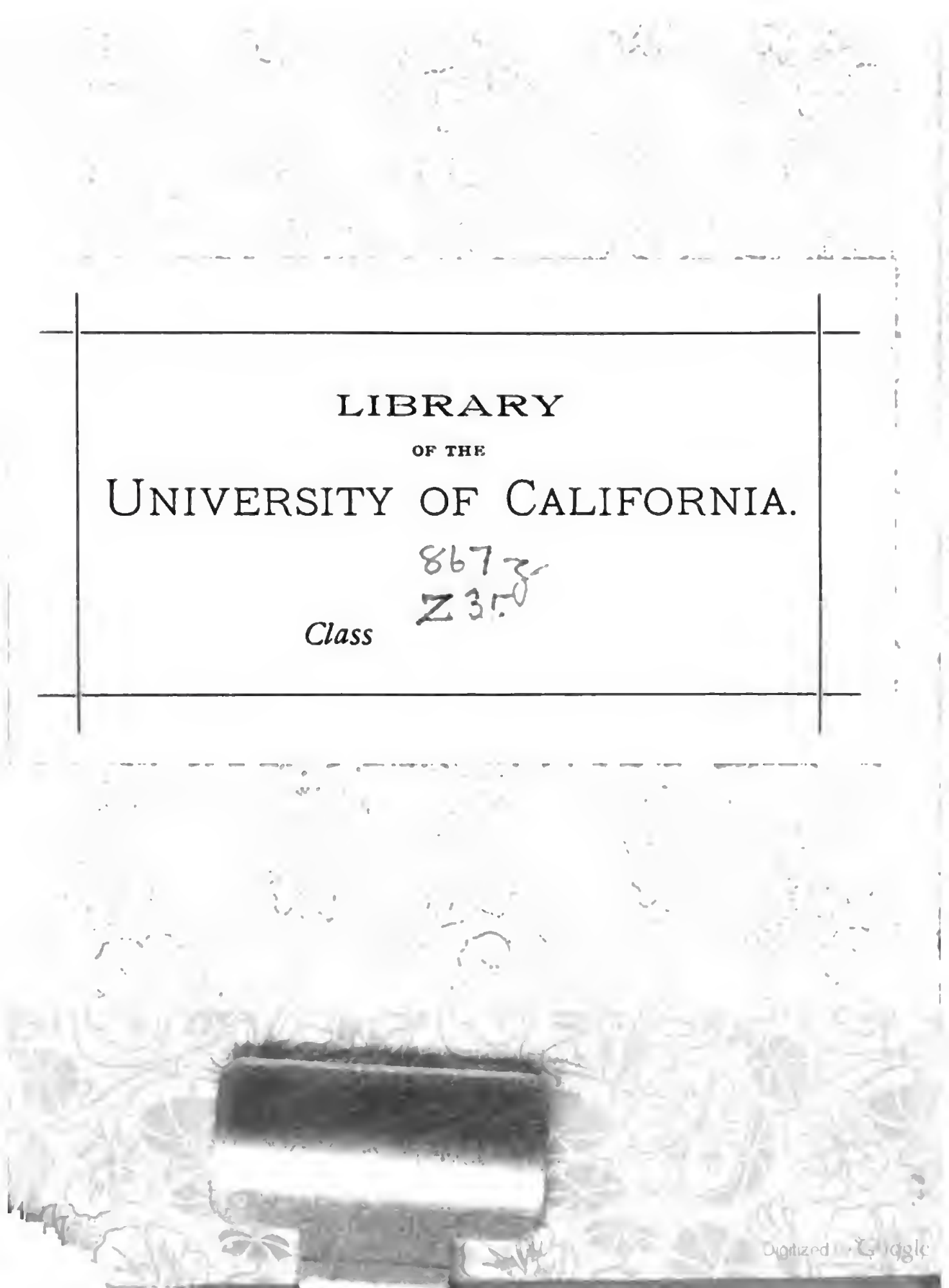
UC-NRLF
$B 313 788

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

867
Z3

Class



Digitized by Google

Digitized by Google

Die

Rose von Sesenheim.

Eine Erzählung aus Goethe's Liebesleben

von

Arthur Zapp.

Zweite Auflage.

Berlin 1896.
Verlag Siegfried Cronbach.

Digitized by Google

GENERAL

Ueberſetzungsrecht und Dramatiſirung
vorbehalten.

Digitized by Google

Meiner

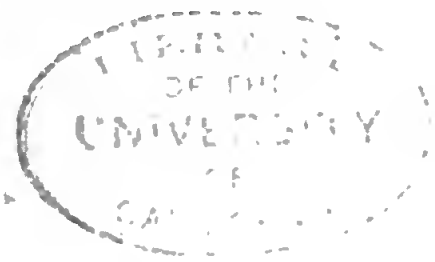
lieben Schweſter Margarethe

gewidmet

A. Z.

176586

Digitized by Google



I.

Etwa sieben Stunden von Straßburg, der alten elsässischen Hauptstadt, liegt, rings umgeben von fruchtbaren Feldern und lieblichen Wiesen, das langgestreckte, wohlhabende Bauerndorf Sesenheim. In der Mitte des Dorfes steht die Kirche, deren stattlicher Schieferthurm hoch in die Lüfte emporragt. Dem Gotteshause gegenüber befand sich im Jahre 1770 ein altes, fast baufälliges Häuschen, dem man es nicht ansah, daß es einer der angesehensten Familien des Orts, der des Pfarrers Brion, zur Wohnung diente.

In dem mit gar einfachem Zimmergeräth ausgestatteten Wohnzimmer dieses Hauses befanden sich an einem Spätnachmittag des Oktobers drei Personen: Zwei Männer und eine Frau. Der Aeltere der beiden Ersteren war ein im Anfang der Fünfziger stehender kleiner, etwas korpulenter Mann, dessen wohlgerundetes, freundliches Gesicht Wohlwollen und einen genügsamen, zufriedenen Sinn verkündete. Behaglich saß er im bequemen Lehnstuhl, aus der langen, zwischen den

Knieen gehaltenen Pfeife dicke Rauchwolken ausstoßend. Neben ihm, ebenfalls auf einem Stuhle, saß eine hohe, hagere Frauengestalt, deren feine, regelmäßige Gesichtszüge auf frühere, nicht geringe Schönheit deuteten. Jetzt mochte die in ihrem ganzen Wesen den Einfluß einer guten Erziehung und eines edlen, mild-ernsten Sinnes verrathende Frau, die mit ihren klaren, klugblickenden Augen den vor ihr stehenden Mann forschend betrachtete, ungefähr sechsundvierzig Jahre zählen.

Dieser Mann, welcher seinen Hut verlegen in den Händen hin und her drehend, vor ihr stand, mochte etwa zehn Jahre jünger sein, als der im Lehnstuhl Sitzende. Seine knochige, magere Figur, das unschön geformte Gesicht mit den kleinen, fast blöde blickenden Augen machte einen nichts weniger als gewinnenden Eindruck. In langsamer, bedächtiger Weise seine Worte wägend, sprach er:

„Herr Pfarrer — Frau Pfarrerin, es ist nicht meine Art, viele Worte zu machen, und so sage ich ohne viele schönklingende Umschweife einfach und gerad' heraus: ich liebe Ihre Tochter Friedrike."

Diese Eröffnung kam dem schlichten Dorfgeistlichen, der von der Natur keinen sonderlichen Scharfblick in der Beurtheilung des Seelenlebens Anderer erhalten haben mochte und der in seinem ruhigen, einförmigen Leben keine hervorragende Gelegenheit hatte, seine Menschenkenntniß zu bereichern, ziemlich überraschend.

Digitized by Google

„Sieh', sieh'," entgegnete er, das Mundstück seiner Pfeife in die Hand nehmend und das von grauen Locken umwallte Haupt ungläubig schüttelnd, „wer hätte das gedacht! Den leichtfüßigen Springinsfeld, die zwitschernde Lerche, den lustigen Kobold — den lieben Sie? Das hätte ich mir nie träumen lassen. Was sagst Du dazu, liebe Magdalene?"

Die Angeredete konnte sich eines leichten Lächelns nicht erwehren.

„Ich habe längst so etwas bemerkt," antwortete sie in ihrer ruhigen Weise.

„Du hast es längst bemerkt?" sprudelte der mit einem lebhafteren Naturell begabte Eheherr heraus, und nachdem er ein paar kräftige Züge aus seiner Pfeife gethan hatte, fügte er, die neben ihm Sitzende mit einem Blicke der Bewunderung streifend, hinzu: „Ja, ja, Ihr Frauen habt einen wunderbaren Scharfblick in diesen Dingen. Ihr seht oft, ohne hinzublicken, wo wir schauen ohne zu sehen. Also Sie lieben unser Kind? Doch wer liebte sie nicht? Der himmlische Vater hat uns reich gesegnet in unsern Kindern, sie wachsen uns zur Freude an Leib und Seele gesund heran, aber die Friedrike hat er am gütigsten bedacht. Wie ein Sonnenstrahl, wo er hintrifft, alles erhellt und erwärmt, so bringt sie überallhin Lust und Fröhlichkeit. Glücklich der Mann, dessen Haus sie dereinst

durch den Zauber ihrer Frohnatur zum Paradiese umgestalten wird!"

Der Andere entgegnete mit einer ihm nicht ganz natürlich anstehenden Bescheidenheit: „Sie haben Recht, Herr Pfarrer, Friedrike ist ein Engel und ich bin nicht werth, sie zu besitzen."

Der Pfarrer konnte sich immer noch nicht so recht mit dem Geständniß befreunden, das ihm der Amtmann Schübler, der nun schon seit Jahr und Tag in seinem Hause verkehrte, eben in so unerwarteter Weise gemacht hatte.

„Offen gestanden, Herr Amtmann," bemerkte er, „ich hätte es lieber gesehen, wenn die Aeltere, die Marie, zuerst — doch freilich," unterbrach er sich selbst in seinem Gedankengang, „die Herzen lassen sich nicht lenken und wo der Himmelsfunke, den die Menschen Liebe nennen, einmal hinfällt, da zündet er." Es war nicht seine Art, sich lange den Absichten Anderer zu verschließen. „Nun, wenn es auch Friedrikens Wunsch ist —" er blickte mit einem schmunzelnden Lächeln zu dem Werbenden hinüber — „na, darüber werden Sie sich längst Gewißheit verschafft haben — he?"

Der Amtmann schlug verlegen seine Augen zu Boden. „Ich hielt es für passender, mich zuerst der Einwilligung der Eltern zu versichern —" kam es ziemlich kleinlaut aus seinem Munde.

Das wollte jedoch dem biedern Brion nicht recht natürlich und richtig erscheinen.

„Hm, hm!" machte er kopfschüttelnd. „Ich meine, die entscheidende Stimme habe in dieser Angelegenheit allein das Mädchen. Ich war längst mit meiner Magdalene einig, als ich mich ihren Eltern erklärte."

„Ich rechnete auf Ihre Fürsprache bei Friedrike," warf der Andere ein.

„Nun, wir kennen Sie als einen verständigen, ehrenwerthen Mann. Sie nehmen eine geachtete Stellung ein, haben Ihr reichliches Auskommen — ich wüßte nicht, was ich gegen Sie einwenden sollte." Doch von jeher gewöhnt, in allen wichtigen Angelegenheiten nach dem Rathe seiner getreuen, in den Dingen des praktischen Lebens mit besserer Einsicht begabten Ehegenossin zu handeln, wandte er sich auch jetzt fragend an diese:

„Was meinst Du dazu, liebe Magdalene?"

Die Pfarrerin umging geschickt die direkte Beantwortung dieser Frage, indem sie erwiderte:

„Ich meine, Friedrike ist noch zu jung, um schon an das Heirathen zu denken." Sie neigte zwar nicht zu der Ansicht, daß Friedrike diesem Bewerber gegenüber irgendwelche wärmeren Gefühle empfände, aber in ihrer rücksichtsvollen, schonenden Art wollte sie dem Amtmann nicht jäh jede Hoffnung rauben. Dem Pfarrer aber erschien der Antrag des angesehenen,

Digitized by Google

wohlsituirten Mannes, jemehr er über denselben nachdachte, desto annehmbarer.

„Sie wird im nächsten Mai achtzehn," warf er ein. „Ein altes Sprichwort sagt: Jung gefreit, hat niemand gereut."

„Und ein anderes lautet: Vorgethan und nachgedacht, hat Manchen in groß Leid gebracht." Die Sprechende war sichtlich unangenehm berührt von der ungewohnten Opposition ihres Gatten und sie hatte diese Worte in einer nicht zu verkennenden Erregung gesprochen.

„Nun, nun, liebe Magdalene," lenkte Dieser jetzt beschwichtigend ein — „ereifere Dich nur nicht. Du hast Recht, die Sache muß reiflich überlegt werden." Der Amtmann hatte offenbar nicht auf diese Aufnahme seiner Bewerbung gerechnet und er mochte noch nicht recht glauben, daß er, wenn auch nur vorläufig, abgewiesen sei.

„Sie kennen mich seit vielen Jahren," bemerkte er. „Ich hoffte, daß die Kenntniß meines Charakters Ihnen die beste Bürgschaft für die Zukunft Ihrer Tochter bieten würde." Das gekränkte Selbstgefühl verrieth sich deutlich in dem Ton seiner Stimme und der gern mit aller Welt in Frieden und gutem Einvernehmen lebende Pfarrer, dem die Empfindlichkeit des Amtmanns nicht entgangen war, beeilte sich, den-

ſelben mit der Verſicherung zu begütigen, daß man ja nichts gegen ihn habe und ihn nicht kränken wolle.

„O, das ſei ferne von uns! Wir weiſen Sie nicht zurück, aber eine Friſt müſſen Sie uns gewähren, die Geſinnung des Mädchens zu erforſchen," ſchloß er.

Auch die Pfarrerin hielt es für geboten, den in der ganzen Umgegend angeſehenen Mann nicht im Aerger davongehen zu laſſen.

„Uns leitet nur die Rückſicht auf das Wohl unſeres Kindes," ſprach ſie mit ihrer weichen, ſympathiſchen Stimme. „Können Sie uns das verübeln? Wenn es Ihnen gelingt, Friedrike's Zuneigung zu gewinnen, ſo werden wir die Erſten ſein, die ſie an Ihr Herz legen."

„Und auf wie lange heißen Sie mich meine Hoffnungen hinausſchieben?" fragte Amtmann Schübler, einigermaßen beſänftigt.

„Im Mai wird Friedrike achtzehn Jahre alt," beſchied die Pfarrerin — „es iſt eine kurze Spanne Zeit bis dahin, nicht viel mehr als ein halbes Jahr. Dann mögen Sie Ihren Antrag, der uns ehrt und für den wir Ihnen danken, vor uns und vor Friedrike wiederholen. Bis dahin wollen wir das Kind nicht ſtören in ihren ſüßen Mädchenträumen."

Pfarrer Brion nickte zuſtimmend mit dem Kopfe.

„Wohl geſprochen, liebe Magdalene, wohl geſprochen." Er erhob ſich von ſeinem bequemen Sitze,

trat dicht an den Amtmann heran und sprach, ihm seine Rechte auf die Schulter legend: „Und nun, mein werther Herr Amtmann, lassen Sie mich, bevor wir abbrechen von diesem Gegenstand, noch hinzufügen, daß uns Ihr Besuch nach wie vor lieb und angenehm sein wird."

In diesem Augenblick wurde die Thür, welche nach dem Flur führte, hastig aufgerissen und ein junges Mädchen von zwanzig Jahren trat lebhaft in das Zimmer hinein, während ihre gerötheten Wangen und ihre leuchtenden Augen deutlich ihre innere Erregung verkündeten.

„Georg, der Wirthssohn aus Drusenheim —" sprudelte sie noch unter der Thür fast athemlos heraus. Dann den Besucher erblickend, unterbrach sie sich in dem angefangenen Satze und ihn mit zierlichem Knix begrüßend, sprach sie:

„Ah, guten Tag, Herr Amtmann!"

„Guten Tag, Mamsell Marie," gab Der mit linkischem Kratzfuß zurück.

Die älteste Tochter des Pfarrhauses in Sesenheim war eine mehr ländliche, wie zarte Schönheit. Ihre Gestalt war mehr stark und voll als schlank und ihre Züge waren zwar in ihrem Gesammteindruck hübsch zu nennen, aber nicht von der zarten Bildung des mütterlichen Antlitzes. Aus ihren braunen Augen blitzte ein neckischer, schelmischer Sinn und ihrem ganzen Wesen und Aeußeren war der Stempel eines

lebhaften, heiteren und vielleicht etwas oberflächlichen Naturells aufgedrückt.

„Was ist mit dem Georg?“ forschte der Pfarrer.

„Er ist in aller Eile herübergekommen von Drusenheim,“ berichtete die Gefragte eifrig, „um anzumelden, daß der Vetter Fritz mit einem fremden Herrn Studenten aus Straßburg bald bei uns eintreffen werde.“

Lächelnd streichelte der Vater die erhitzten Wangen des jungen Mädchens. „Ist es diese Nachricht, oder das Feuer auf dem Kochherd, das Deine Wangen so roth gefärbt hat?“

Die Farbe auf den Wangen der Gefragten wurde noch um einen Schatten dunkler, während sie mit einem schnellen Seitenblick auf den Amtmann verlegen den Kopf senkte.

„Laß mir das Mädchen in Ruh'!“ kam ihr die Mutter zu Hilfe, indem sie dem Gatten scherzhaft mit dem Finger drohte.

„Komm', Marie!“ forderte sie dann die Tochter auf. „Laß uns hinaufgehen und das Giebelzimmer für die angemeldeten Gäste herrichten! Ich sehe Sie wohl noch, Herr Amtmann.“

Die beiden Männer blieben allein in dem Zimmer zurück.

„Ja, ja,“ sprach der Pfarrer, die inzwischen ausgegangene Pfeife wieder in Brand setzend und in dem nicht sehr geräumigen Gemach auf und abschreitend,

Digitized by Google

„die Herren Studiosi werden Leben in unser stilles Pfarrhaus bringen. Ich freue mich wahrhaftig von Herzen auf die in Aussicht stehende geräuschvolle Abwechslung in unserm einförmigen Dorfleben."

Der Amtmann, obschon an Jahren jünger, als der Pfarrer, empfand jedoch weniger Sympathie mit dem frischen, lebhaften Treiben der Jugend und insbesondere war das ungebundene, derbe studentische Wesen dem steifen, pedantischen Manne von jeher ein Gräuel gewesen.

„Ja, lärmend genug sind sie," bemerkte er — „diese Herren von der Universität. Das drängt sich überall unbescheiden und überlaut hervor und thut so, als ob die ganze Welt für sie allein erschaffen wär'."

Der Pfarrer blies ein paar dicke Rauchwolken vor sich hin, so daß er auf einige Augenblicke für den Andern fast unsichtbar war.

„Junges Blut, Herr Amtmann, muß austoben," sagte er darauf, das Mundstück der Pfeife mit den Zähnen loslassend. „Das gährt und siedet und braust und ist immerfort in Bewegung. Doch es ist nicht der schlechteste Wein, der die stärkste Gährung hinter sich hat. Ich liebe die stillen, kopfhängerischen, jungen Leute nicht. Wer in seinen jungen Tagen nicht hie und da über die Schnur gehauen, den packt es oft erst in seinen alten, und dann ist es schlimm, sehr schlimm. Nein, der Jugend geziemt Munterkeit, dem

Alter Ruhe. Ich habe es gern, wenn die Jugend um mich herum ihr keckes, luſtiges Weſen treibt. Da denke ich mich zurück in meine eigene fidele Studentenzeit, wo auch mir der volle Humpen entgegen lachte, wo auch mir in der kräftigen Fauſt der Schläger blitzte.“ Der lebhaft ſprechende Mann hatte, von den Erinnerungen an ſeine akademiſchen Jahre, während welcher er trotz ſeines theologiſchen Studiums dem Gott Bachus gar inbrünſtig gehuldigt und mehr als eine Menſur gar wacker beſtanden hatte, die lange Pfeife am untern Ende ergriffen. Jetzt blieb er vor dem Amtmann ſtehen und führte mit dem, gleich einem Rapier erhobenen Weichſelrohr gegen den ſcheu und ängſtlich zurückweichenden Schübler einige Stiche und Hiebe aus.

„So führte ich das Rapier!“ rief er aus, dem Retirirenden hart zuſetzend. „So ſchlug ich die Quart! Nicht mit dem Geſicht pariren, Fuchs! Hei — der ſaß!“

Der Amtmann rieb ſich mit ſchmerzvoller Miene die getroffene Stelle.

„Aber Herr Pfarrer!“

Dieſe in vorwurfsvollem, faſt ärgerlichem Tone ausgeſtoßenen Worte ſeines Gegenüber ernüchterten den in vergangenen Freuden ſchwelgenden Fechter und ſchnell das Mundſtück dem Ort ſeiner Beſtimmung zuführend, ſprach er in den Pauſen zwiſchen den ein-

Digitized by Google

zelnen Zügen, die er nun wieder aus der Pfeife that:

„Ja, so — sehen Sie, so bin ich nun. Wenn ich mich so recht lebhaft in meine Jugendjahre zurückträume, da geht mein Temperament mit mir durch. Das schickt sich freilich nicht für einen in Amt und Würden befindlichen Diener Gottes. Und es soll mir auch gewiß nicht wieder passiren."

Sich zur Thür wendend und den Besucher mit einer höflichen Handbewegung zum Vorausgehen einladend, fügte er hinzu:

„Lassen Sie uns einen Gang durch den Garten machen, da wird sich das aufgeregte Blut am ehesten beruhigen!"

Der Angeredete folgte, nichts Böses ahnend, der Einladung und schritt, dem Prediger voraus, dem Ausgang zu. Doch der Letztere, den eben ausgesprochenen Vorsatz schnell wieder vergessend, fühlte sich noch einmal von seinen Erinnerungen übermannt.

„Ja, ja, trotz Theologie und Philologie, ich war ein lustiger Bursch'!" rief er aus, die sich ihm so prächtig darbietende Gelegenheit zu einem erneuten Ausfall benutzend.

„So führte ich mein Florett!" Und damit hatte er auch schon dem voranschreitenden Amtmann mit dem spitz auslaufenden Hornabguß seiner Pfeife einen schmerzenden Stich in die Seite versetzt.

Digitized by Google

Einen Schrei ausſtoßend, ließ der Getroffene die bereits ergriffene Thürklinke ſchnell wieder los und haſtig zurücktretend, bekomplimentirte er den Unverbeſſerlichen zum Zimmer hinaus.

„Nach Ihnen, Herr Pfarrer, nach Ihnen!“

Digitized by Google

II.

Während Frau Brion mit Hilfe ihrer Tochter Marie das im Giebel des kleinen Pfarrhauses befindliche Fremdenstübchen zur Aufnahme der angekündigten Gäste in Stand setzte und der Pfarrer sich in Begleitung des Amtmanns Schübler im Garten erging, näherten sich auf einem quer durch die Wiesen sich hinschlängelnden Fußpfad von Drusenheim her zwei Jünglinge dem Schauplatze unserer Erzählung. Der Eine von ihnen, der dem Andern vorausging und der sich hier offenbar auf bekanntem Terrain befand, war der zwanzigjährige Student der Medizin Fritz Weyland, ein Neffe des Predigers in Sesenheim. Ein Zug nachdenklichen, grüblerischen Ernstes ließ ihn als den Aelteren erscheinen, obgleich er in Wirklichkeit um ein Jahr jünger war, als der ihm nachschreitende Genoß.

Ein auffallender Contrast bestand zwischen der Kleidung und dem sonstigen Aeußeren des Letzteren. Die hohe, schlanke Gestalt stak in einem abgetragenen, unmodischen und ihm viel zu eng sitzenden dunklen Rock. Die großen, braunen Augen blickten gar frisch

und luſtig in die Welt, während das üppige, dunkle Haar an den Schläfen glatt anlag und die prachtvoll gewölbte Stirn zur Hälfte bedeckte. Die feingeſchnittenen Züge des ungewöhnlich ſchönen Antlitzes und die eleganten, gewandten Bewegungen und Manieren des elaſtiſch dahinſchreitenden Jünglings ſtanden in einem eben ſo wunderlichen Gegenſatz zu ſeiner geſchmackloſen Friſur und ſeiner ärmlichen Kleidung. Es war, als habe ſich ein ſtolzer Adler in das häßliche Gefieder eines Raben geſteckt. Und in der That war die Art und Weiſe, wie der junge Wolfgang Göthe, der Sohn des vermögenden, kaiſerlichen Rathes Göthe in Frankfurt am Main, ſich heute trug, nicht die ihm gewohnte. Und damit hatte es ſeine beſondere Bewandtniß. Der Studien- und Tiſchgenoſſe Weyland hatte ihm gelegentlich einmal von der Familie ſeines Onkels Brion in Seſenheim erzählt. Die Schilderungen, die der Freund von den einzelnen Gliedern der Pfarrersfamilie machte, hatten den mit einer lebhaften Einbildungskraft begabten jungen Göthe unwillkürlich an die Geſtalten eines engliſchen Romanes erinnert, den er vor Kurzem geleſen und der ihn in hohem Grade gefeſſelt hatte. Der Wunſch, die in idylliſcher Einſamkeit ſo friedlich und glücklich dahinlebende, elſäſſiſche Pfarrersfamilie kennen zu lernen, die ſo viel Aehnlichkeit mit der des „Pfarrers von Wakefield“ hatte, war alsbald in ihm rege geworden und

2*

mit großer Bereitwilligkeit war er auf den Vorſchlag Weylands, ihn einmal auf einem Beſuche in Seſenheim zu begleiten, eingegangen. Um nun aber in der Pfarrersfamilie in aller Unbefangenheit auftreten und den Eindruck, den er machen würde, nicht von vorgefaßten Meinungen und äußerlichen Eigenſchaften beeinfluſſen zu laſſen, hatte Göthe beſchloſſen, ſich in fremde, unſcheinbare Kleidung zu ſtecken und bei ſeinem erſten Beſuch in der Pfarrersfamilie zu Seſenheim, der er in Folge der Schilderungen Weyland's kein ganz Unbekannter mehr war, in der Rolle eines armen Candidaten der Theologie zu debütiren. So war man dann, die Herbſtferien benutzend, eines Tages nach dem Mittagseſſen, das Göthe und Weyland gemeinſchaftlich im Kreiſe lieber Genoſſen einzunehmen pflegten, von Straßburg zu Pferde aufgebrochen. Ueber Schiltigheim, Biſchheim und Höhnheim hatte man in etwa ſechs Stunden Druſenheim erreicht, wo in dem einzigen Wirthshauſe des Dorfes die Pferde eingeſtellt wurden. Die auf der Landſtraße etwa eine Stunde Weges betragende Strecke von dort nach dem Ziel ihres Ausfluges legte man, einen kürzeren Fußpfad benutzend, zu Fuß zurück.

Die beiden rüſtig ausſchreitenden Freunde hatten die Dorfſtraße von Seſenheim erreicht; auf dem Platze zwiſchen der Kirche und dem Pfarrhauſe ſprang ihnen ein ſiebenjähriger, ſchwarzlockiger Knabe entgegen.

„Christian, der Jüngste aus dem Pfarrhause," stellte Weyland den Knaben vor.

Göthe, der sich sofort des Moses Primrose erinnerte, begrüßte den kleinen Brion lächelnd mit einem: „Guten Tag, mein lieber Moses!" Verwundert blickte der Knabe mit seinen großen dunklen Augen zu dem Fremden empor.

Man hatte zusammen das Pfarrhaus betreten, ohne daß jemand von den erwachsenen Mitgliedern der Familie die Ankunft der beiden Studenten gewahr geworden wäre.

Christian führte seine Begleiter in das Wohnzimmer. Voll Interesse ließ Göthe seine Augen in dem Zimmer herumwandern.

„Also das ist Dein Heim, mein lieber Moses!" sagte er endlich, dem Knaben die Hand auf den Kopf legend. „So ungefähr hab' ich mir's gedacht."

Der Knabe wich scheu zurück und sich an Weyland schmiegend, sprach er halblaut zu diesem:

„Du, Vetter Fritz, warum sagt Dein Freund immer Moses zu mir, ich heiße doch Christian?"

„O, Du mußt nicht darauf achten," beschied der Gefragte lachend, „er phantasirt."

„Phantasirt?" Der Kleine blickte fragend zu dem Studenten empor — „was ist denn das?"

„Er schwatzt allerlei närrisches Zeug zusammen. Mit einem Wort: er ist ein Dichter."

Digitized by Google

„Ein Dichter?" Auch dieſes Wort gehörte zu den dem Knaben unbekannten Begriffen. Der Schalk blitzte in Weylands ſchelmiſchen Augen auf, während er erwiderte: „Ein Dichter — na, das iſt ſoviel wie ein Lügner."

„Ein Lügner?" Verwundert und fragend blickte Chriſtian den fremden Studenten an.

„Glaub' ihm nicht, mein lieber Moſes," nahm jetzt Göthe das Wort. „Ein Dichter iſt ein Menſch, der viele herrliche Dinge ſchaut, die die Andern nicht ſehen."

Der Knabe klatſchte bewundernd in die Hände.

„Ach, das muß ſchön ſein," rief er dabei aus. „Ich möchte auch ein Dichter werden. Iſt das ſchwer zu lernen?" ſetzte er etwas kleinlaut hinzu.

Die Reihe zu lachen war jetzt an Göthe gekommen.

„So ſchwer," antwortete er, „daß es Dein Vetter Fritz in ſeinem ganzen Leben nicht lernen wird."

„Und Du biſt ein ſolcher Dichter?" forſchte Chriſtian, mit ſcheuer Bewunderung den Fremden anblickend.

„Ich bin noch Keiner," entgegnete Dieſer, und halb ernſthaft, halb im Scherz fügte er hinzu: „Ich habe nur wie Du den Wunſch, es dereinſt zu werden."

„Nun aber, mein lieber Chriſtian," mahnte jetzt Weyland, „ſieh' nach, wo Deine Eltern und Schweſtern ſtecken."

Der Knabe ſprang bereitwillig hinaus.

„Wie traulich und heimiſch hier alles iſt," ſprach Göthe zum Freunde, ſeine vorher unterbrochene Beſichtigung des einfachen, aber behaglichen Zimmers wieder aufnehmend. „Ich bin wirklich begierig auf die Bekanntſchaft dieſer biedern Familie Primroſe."

„Wenn Du Dich nur nicht enttäuſcht fühlen wirſt!" verſetzte der bedächtige Weyland lächelnd. „Mein hochwürdiger Oheim iſt wohl ein gutherziger Mann von echt evangeliſcher Milde, nichts weniger als ein augenverdrehender Mucker, der den Predigtton auch auf die Verhältniſſe des gewöhnlichen Lebens überträgt, aber zu einem Primroſe fehlt ihm doch ſo Manches."

„Nein, nein," proteſtirte der Andere lebhaft, „ich laſſe es mir nicht ausreden, daß ich die prächtigen Geſtalten des „Vicar of Wakefield", jenes entzückenden Idylls aus dem Leben eines Dorfgeiſtlichen, hier leibhaftig begrüßen werde."

Weyland betrachtete den phantaſievollen Freund mit einem aus Bewunderung und Ironie gemiſchten Blick, während er entgegnete:

„Nun, was ihnen noch an Deinen Idealen fehlt, das wirſt Du ſchon in ſie hinein phantaſiren."

Göthe war indeß an den alten, lederüberzogenen Lehnſtuhl herangetreten, in dem noch vor Kurzem der würdige Brion geruht hatte. Gedankenvoll ſah er auf das alte Stück Möbel herab und vor ſeinem geiſtigen Auge ſtieg die Geſtalt des ehrwürdigen Primroſe auf,

wie sie ihm nach der Lektüre des Goldsmith'schen Romanes immer als das Ideal eines Landgeistlichen vorgeschwebt hatte.

„Dort ruht er aus, nach der Arbeit des Tages," sprach er, die Gebilde seiner Phantasie in Worte kleidend, „der ehrenfeste und doch so milde und weichherzige Reverend Primrose. Mit dem Behagen eines in sich selbst zufriedenen Mannes lehnt er sich in den Sorgenstuhl zurück, der ihm zur Seite sitzenden, treuen Ehegenossin von seinen Besuchen in den Hütten der Armen und Elenden seines Sprengels erzählend. Geschäftig geht Olivia, das praktische Weltkind, hin und her, die Abendtafel vorbereitend. Still am Fenster sitzt, den Blick träumerisch über Berg und Thal schweifen lassend, Sophie, die Liebliche, der gute Engel des Hauses —"

„Ja," fiel hier Weyland lebhaft ein und seine Augen leuchteten in ungewöhnlichem Glanze, „ja, was die Sophie anbetrifft, da lasse ich Deinen Vergleich voll gelten. Herzgewinnender kann ich sie mir nicht vorstellen, als die anmuthige Friedrike es ist, die Rose von Sesenheim." Gleich darauf aber verfiel er wieder in den ihm eigenen spottenden Ton.

„Sei nur auf Deiner Huth," sprach er mit neckischem Lächeln, „daß Dein armes Herz nicht Feuer fängt! Es blutet sicherlich noch ohnedies unter dem Trennungsschmerz von der hübschen Lucinde."

Ein peinliche Erinnerung verrieth sich in dem

Zusammenziehen der Stirn und der Augenbrauen des Verspotteten.

„Erinnere mich nicht an die leidenschaftliche Französin!“ rief er abwehrend aus. „Wie ein Dämon stand sie vor mir, als ich von ihr und ihrer Schwester Abschied nahm. Ehe ich es hindern konnte, hing sie mir am Halse und die Gluth ihrer Küsse benahm mir Sprache und Athem. Unglück über Unglück rief sie aus, ihren Flammenblick tief in den meinen bohrend, für immer und immer auf diejenige, die zum erstenmal nach mir diese Lippen küßt. Ich kann mich eines unheimlichen Schauders nicht erwehren, so oft ich an den Auftritt zurückdenke und ich habe seitdem Keine zu küssen gewagt.“

„Das mag Dir schwer genug angekommen sein,“ spottete der Freund lachend.

Göthe drohte dem moquanten Genossen mit scherzhaft erhobenem Finger:

„Spötter!“ Dann, einen Blick in den, zwischen den beiden niedrigen Fenstern des Zimmers hängenden Spiegel werfend, setzte er hinzu:

„Sehe ich aus, als ob ich auf Liebesabenteuer ausginge?“

Weyland betrachtete den alten, von einem Freunde geliehenen Rock, das fadenscheinige Beinkleid und die baumwollenen, an einigen schadhaften Stellen ausgebesserten Kniestrümpfe, in denen der sonst als Muster

von Eleganz geltende Göthe ſich heute gar wunderlich ausnahm.

„Nein," beſtätigte er lachend, „das kann Dir auch die boshafteſte Verleumdung nicht nachſagen. Wie das alles eng und kurz iſt — dazu dieſe unglaubliche Friſur! Nimm Dich nur in Acht, daß Du des braven Jung-Stillings Bratenrock nicht vollends aus allen Näthen platzeſt! Etwas invalid ſcheint er ohnedies ſchon zu ſein."

Göthe bemühte ſich, die viel zu kurzen Aermel des unkleidſamen Rockes etwas länger zu recken. „Ich ſehe wohl ſchandbar häßlich aus?" fragte er den Freund.

„Wie ein Adonis allerdings nicht," ſpottete Weyland, den ſich mit mißvergnügter Miene im Spiegel betrachtenden Genoſſen mit ſchadenfrohen Blicken muſternd. „Man hat bei Deinem Anblick den Eindruck, als ob Du nicht ſatt zu eſſen hätteſt und es ſoll mich gar nicht wundern, wenn Dir Friedrike, die mildthätige Seele, zum Willkommen ein paar Butterbrode anbietet."

In Göthe ſtieg bei Erwähnung des jungen Mädchens, deren Bekanntſchaft er mit lebhaftem Intereſſe entgegenſah, ſo etwas wie Reue auf über die voreilige Maskerade, die ihn ſo verunſtaltete.

„Bah," ſagte er mit den Achſeln zuckend und die unangenehmen Gedanken energiſch von ſich abſchüttelnd,

„jetzt läßt sich nichts mehr daran ändern, jetzt heißt es, die einmal erwählte Rolle so gut als möglich durchführen. Laß uns schnell noch eine kleine Probe abhalten!"

Weyland, mit guter Laune auf den Gedanken des Freundes eingehend, trat jetzt vor den Lehnstuhl hin, und auf denselben einredend, als ob der würdige Brion noch darin ruhe, sprach er:

„Lieber Oheim, ich habe das Vergnügen, Dir meinen Freund, den Candidaten theologiae, Herrn Thöge vorzustellen."

Schnell setzte sich nun der junge Student selbst in den Sessel und den Stiel seiner Reitgerte wie eine Pfeife zum Munde führend, entgegnete er, so gut er vermochte die Stimme des Onkels nachahmend:

„Gott zum Gruß, Herr Candidatus! Also die theologiam haben Sie erwählet?"

Göthe hatte sich im Geiste der von ihm erkorenen Rolle eines schüchternen, armen Predigtamts-Candidaten unter linkischen Verbeugungen, mit blödem Gesichtsausdruck dem Sessel genähert und mit trefflich verstellter Stimme stammelte er zitternden Tones:

„Theologiam und philologiam, hochwürdigster Herr Pastor, habe ich sechs Semester hindurch cum studio et assiduitate getrieben."

Da wurden plötzlich vom Flur her haſtig ſich nähernde Schritte vernehmbar. Schnell ſprang Weyland von ſeinem Sitze empor, ſeine natürliche Haltung wieder annehmend, während Göthe, nachdem er eilig ein paar Schritte zurückgetreten war, mit leicht gekrümmtem Rücken verharrte.

III.

Während die beiden Studenten sich in dieser Weise auf die Begrüßung mit dem würdigen Pfarrer vorbereiteten, hatte Christian Hof und Garten nach den Eltern und Schwestern durchsucht und endlich auf dem vom Pfarrgarten, an andern Gehöften und Gärten vorbei, nach dem unteren Ende des Dorfes führenden Fußpfad den Vater in Begleitung des Amtmanns angetroffen. Schübler, der sich nicht in der Stimmung befand, dem Empfange der angemeldeten Studenten beizuwohnen, hatte sich bereits auf den Heimweg gemacht und der gutmüthige Pastor hatte ihn gern ein Stück Weges begleitet.

Die Nachricht von dem Eintreffen des angekündigten Besuches, die ihm Christian fliegenden Athems überbrachte, veranlaßte Brion, sich flugs von dem Amtmann zu verabschieden und den ebengewandelten Pfad so eilig, als es ihm bei seinem stattlichen Embonpoint möglich war, zurückzugehen. Mit großen Schritten durchmaß er den geräumigen, sorglich gepflegten Garten, hinter dem sich noch ein schattiger Park, von den Be-

Digitized by Google

wohnern des Pfarrhauses das Nachtigallenwäldel genannt, erstreckte. Jetzt hatte er durch die Hinterthür des Hauses den Flur erreicht. Hastig riß er die Thür zum Wohnzimmer auf, in welchem, wie ihm Christian während des kurzen Ganges berichtet, die jungen Leute seiner harrten und mit ausgebreiteten Armen eilte er auf den ihm entgegentretenden Neffen zu.

„Willkommen, lieber Fritz!" rief er mit ehrlicher Freude aus, den jungen Mann herzlich umarmend und ihm einige lautschallende Küsse auf beide Wangen applizirend. „Es freut mich, daß Du Dich unser wieder einmal erinnert hast. Was machen die Studia, theurer Jünger Aesculapii?"

„Ich danke der Nachfrage," entgegnete der Gefragte und auf den bescheiden sich im Hintergrund haltenden Freund deutend, setzte er hinzu:

„Gestatte, lieber Oheim, daß ich Dir einen Commilitonen aus Straßburg, den Candidaten theologiae Herrn Thöge vorstelle."

Göthe näherte sich dem Pfarrer getreu im Charakter seiner Rolle unter ungeschickten Kratzfüßen und erfaßte mit schüchternem Griff die ihm herzlich entgegengestreckte Hand.

„Gott zum Gruß, Herr Candidatus!" lautete die Begrüßung aus dem Munde des Pfarrers, genau wie sie der die Art und Weise seines Oheims wohl kennende Weyland bereits bei der eben vorgenommenen Probe

dem Freunde gegenüber angewandt hatte. „Also die theologiam haben Sie erwählet?"

Der Schalk Göthe mußte sich doch auf die Lippen beißen, um den zur Durchführung seiner Rolle erforderlichen Ernst sich zu bewahren.

„Theologiam und philologiam," entgegnete er, die Augen vor den freundlichen Blicken des würdigen Pfarrers, den man doch recht übermüthig zum Besten hatte, unwillkürlich senkend, „hochwürdigster Herr Pastor, habe ich sechs Semester hindurch cum studio et assiduitate getrieben."

„Auch die historiam ecclesiae fleißig traktiret?" examinirte der Pfarrer gravitätisch weiter, indem er dem künftigen Amtsbruder gegenüber einen feierlicheren Ton anschlug, als ihm sonst eigen war.

„Mit all der Inbrunst, die einer so erhabenen Materiae geziemet," lautete die in entsprechendem Tone gegebene Antwort.

„Und wie steht es mit der Eloquentia?"

„Etwelche Exercitia im Gotteshause meines Heimathdorfes —"

„Nun, nun, das findet sich," unterbrach der Pfarrer, schon ungeduldig und müde des feierlichen Verhörs, und mit lebhaftem Schritt wandte er sich zur Thür, um nach Frau und Töchtern zu rufen.

In diesem Augenblick wurde die Thür, noch bevor sie der Pastor erreicht hatte, von außen geöffnet.

„Da biſt Du ja, liebe Magdalene," redete Brion die mit Marie eintretende Ehegenoſſin an.

„Ah, der Fritz ſchon da!" rief Frau Brion aus, des Neffen anſichtig werdend und ihm herzlich beide Hände zur Begrüßung reichend. „Herzlich willkommen in Seſenheim!"

Nachdem Weyland die ihm entgegengeſtreckten Hände der Tante und des Bäschens Marie gedrückt hatte, präſentirte er den Genoſſen mit den Worten:

„Mein Freund, der Candidat Thöge, den ich Eurer Huld beſtens empfehle."

Der Pſeudo-Candidat machte einige linkiſche Verbeugungen und wagte kaum, die Fingerſpitzen der ihm von der Pfarrerin freundlich gebotenen Hand zu berühren.

„Aber wo iſt denn Friedrike — Eure luſtige Lerche?" erkundigte ſich jetzt Weyland nach der jüngeren Tochter des Hauſes.

„Ja, wo ſteckt denn das Mädchen?" wandte ſich auch der Pfarrer fragend an ſeine Gattin.

„Sie ſchwärmt noch im Nachtigallenwäldel herum," gab Marie zur Auskunft. „Sie hat ihr Poeſie-Album bei ſich, in das ſie immer die Gedichte einſchreibt, die ihr Vetter Fritz aus Straßburg ſchickt."

„Aha, die Poeſieen des Mosjeh Göthe," warf der Pfarrer nickend ein.

„Da ſteht ſie dann," nahm Marie wieder das Wort,

„von dem Glanz der Abendsonne umstrahlt, gleich einer Fee und deklamirt den Vögeln und Bäumen von dem Musensohn, der durch Feld und Wald schweift und sein Liedchen pfeift, von dem Röslein, das auf der Haide blüht und den Knaben, der es brechen will, mit seinem Dorne sticht."

„Ja, ja," bestätigte die Mutter, „und darüber vergißt sie uns und die ganze Welt."

„So spring' schnell hinunter, Christian, und sage ihr —"

Der Sang einer frischen hellen Mädchenstimme, welcher in diesem Augenblick vom Flur hereintönte, veranlaßte den Pfarrer den angefangenen Satz jäh abzubrechen. Es war die Stimme der Erwarteten, und das Liedchen, das sie nach einer muntern, gefälligen Melodie sang, war eine im Schweizerdialekt verfaßte Strophe, die Göthe sofort als eines seiner kleineren Gedichte erkannte, die in Abschriften unter seinen Freunden zu zirkuliren pflegten und von denen Weyland, wie er wußte, stets eine Copie nach Sesenheim schickte. Man konnte im Zimmer ganz deutlich die einzelnen Worte der Singenden verstehen:

Uf'm Bergli
Bin i gesässe,
Ha de Vögli
Zugeschaut;

Hänt gesunge,
Hänt gesprunge,
Hänt's Näſtli
Gebaut.

Jetzt wurde die Thür lebhaft aufgerissen und herein sprang Friedrike, der Liebling des Pfarrhauses. Das im siebzehnten Lebensjahr stehende junge Mädchen trug ein enganschließendes weißes Mieder und einen einfachen, weißen Rock mit einer Falbel, der nur bis zu den Knöcheln reichte und die zierlichen, in ausgeschnittenen Schuhen steckenden Füßchen sichtbar werden ließ. Das starke Blondhaar hing ihr in zwei dicken Zöpfen lang herab, in deren Enden blaue Bänder eingeflochten waren. Die Gestalt war schlank und zart, das Gesicht regelmäßig geformt und mit einer leichten Röthe bedeckt. Die schönste Zierde desselben waren die großen, tiefblauen Augen, die so kindlich, treuherzig und frisch in die Welt blickten, daß sich Jeder, wie Göthe, die Hereintretende mit lebhaftem Interesse betrachtend, im Stillen meinte, unwillkürlich zu dem reizenden Geschöpfe hingezogen fühlen mußte. Am Arm hing ihr an einem ebenfalls blauen Bande ein breiträndriger Strohhut, während sie in der Hand einen Strauß frischgepflückter Blumen hielt.

„Endlich — Du Vagabundin!“ schalt der Vater mit mehr im Scherz als ernsthaft erhobenem Droh-Finger.

Das lebhafte Mädchen aber umarmte ihn ſtürmiſch.

„Nicht ſchelten, Väterchen!“ ſchmeichelte ſie — „es war ſo ſchön im Wäldel.“ Und ſchon hatte ſie ſich wieder von ihm losgemacht und hing am Halſe der Mutter.

„Guten Abend, lieb Mütterchen! Gelt, Du biſt mir nicht bös?“ Erſt jetzt erblickte ſie den Vetter.

„Ah, Fritz!“ rief ſie in freudigem Staunen aus — „das nenne ich eine angenehme Ueberraſchung!“

Und den Blumenſtrauß in die Höhe haltend, ſprach ſie zum Vater gewendet, der ihr lächelnd zunickte:

„Du mußt ſchon heute verzichten, Väterchen!“

Darauf reichte ſie dem Vetter mit einem zierlichen Knix die ſelbſtgepflückten Blumen:

„Lieber Vetter Fritz, die Blumen von Seſenheim entbieten Dir durch dieſe Abgeſandte ihren duftigen Gruß.“

Weyland nahm den gebotenen Strauß und mit demſelben auf den etwas mehr im Hintergrund ſtehenden Commilitonen deutend, ſprach er:

„Und hier mein Freund, der mit mir herausgekommen iſt, um die Blumen von Seſenheim zu bewundern?“

Friedrike erhob jetzt ihre Augen forſchend zu dem Geſicht des fremden, jungen Mannes, den ſie vorher nur mit einem flüchtigen Blick geſtreift hatte. Es lag in ſeinen Blicken, die ſich jetzt mit den ihrigen be-

gegneten, etwas so Anheimelndes, etwas, das sie so zutraulich berührte, daß sie unwillkürlich nach dem Strauße, den eben Weyland an sich genommen hatte, griff und eine prächtig aufgeblühte Rose herauszog, und sie dem freudig zugreifenden Studenten reichte. Dabei sagte sie mit lieblichem Erröthen: „Diese Rose hauche Ihnen ein würziges Willkommen entgegen, ein Willkommen in Sesenheim!“

Göthe's Augen hatten seit Friedrike's Eintritt bewundernd an der zarten, duftigen Gestalt gehangen. Es war ihm, als sei ein Stern an dem ländlichen Himmel aufgegangen. Es war ein eigenartiger Zauber, der diese liebliche Mädchenknospe umfloß und ihn vom ersten Augenblick an gefangen nahm. Er hatte prächtigere, stolzere Schönheiten gesehen, aber nie ein Wesen von so anziehender Lieblichkeit und Zartheit. Ja, Marie hatte Recht gehabt, als sie die Schwester mit einer Fee des Waldes verglich. Ganz in die Bewunderung des reizenden Geschöpfes verloren, hatte er gar nicht mehr an die Maske gedacht, in der er hier aufgetreten war, und als ihn nun Friedrike mit so freundlichen Worten begrüßte, da war ihm unwillkürlich eine Artigkeit entschlüpft, die vielleicht nicht dem Charakter seiner Rolle entsprach. Mit einem innigen Blick auf Friedrike sagte er, die Rose, welche ihm das junge Mädchen als Willkommensgruß bot, nehmend:

„Ich danke ihr und ihrer Schwester.“

„Hm, hm! für einen Candidaten der Theologie gar nicht übel," brummte der Pfarrer vor sich hin.

Weyland trat schnell an den Freund heran, ihm zuraunend:

„Du, fall' nicht aus Deiner Rolle!"

„Ah, verwünscht!" murmelte Dieser, unwillkürlich an seinen kurzen Aermeln zupfend. „Ach, Fritz," fügte er mit einem leuchtenden Blick auf Friedrike hinzu, „sie ist entzückend!"

„Nur ruhig, Herr Candidat, nur ruhig!" beschwichtigte Weyland mit leisem Spott.

Der Pfarrer stand mit Christian in einer Fensternische, ihn nach dem Stande seiner Schularbeiten fragend, während die Mutter eben damit beschäftigt war, ein weißes Tischtuch über den Tisch zu breiten und die Abendtafel vorzubereiten. Friedrike war zu ihrer Schwester getreten, leise mit ihr plaudernd. Erst jetzt musterte sie den Besucher genauer, erst jetzt bemerkte sie die dürftige, ärmliche Kleidung.

„Sieh nur, Marie," sprach sie, als Göthe sich vergebens bemühte, die Aermel seines Rockes durch Hin- und Herrecken zu verlängern, „sie nur, wie komisch er sich anstellt! Wie er an seinem Rock zupft — wahrscheinlich sein Confirmationskleid." Aber ihr Lachen wich schnell einer Regung des Mitleids. „Und findest Du nicht auch, daß er aussieht, als ob er sich heute

noch nicht ſatt gegeſſen hätte? Der arme Menſch! Ich kann keinen hungrigen Menſchen ſehen."

Einem plötzlichen Impulſe folgend, trat ſie ſchnell an den Vetter heran.

„Ihr habt einen weiten Weg gehabt, Du und Dein Freund?" redete ſie ihn an.

„Du weißt ja," entgegnete er, „ſechs Stunden zu Pferde."

„Und unterwegs keine Raſt gemacht, keine Erfriſchung genoſſen?" forſchte ſie weiter.

In Weyland ſtieg eine Ahnung auf von dem, was nun folgen würde.

„Bewahre!" rief er aus, eine ernſte Miene heuchelnd, während er am liebſten laut herausgelacht hätte. „Wir mußten eilen, um noch vor Abend hier zu ſein."

Schnell entſchloſſen wandte ſich Friedrike zu dem Tiſch, auf den die Mutter eben einen Korb mit Wecken und Semmeln geſtellt hatte. Sie ergriff denſelben und das Gebäck mit einer einladenden Miene dem erſtaunt aufblickenden Göthe präſentirend, ſprach ſie: „Da müſſen Sie ja hungrig ſein, ich bitte."

Göthe trat unwillkürlich einen Schritt zurück. Wie ein Blitz ſchoß in ihm die Erinnerung auf an das, was Weyland vorher von Friedrikes mitleidigem Herzen ihm gegenüber geäußert hatte. Nun geſchah es faſt genau ſo, wie der Freund es vorausgeſagt hatte. Er warf einen ſchnellen Seitenblick auf Weyland, der mit

anſcheinend ganz harmloſer Miene daſtand, als wäre das, was Friedrike gethan, etwas ganz Selbſtverſtändliches. Sollte der Schelm dem Mädchen einen Wink gegeben haben? Nein, das war nicht denkbar, das hätte er merken müſſen. Aber bot er denn wirklich einen ſo erbarmungswürdigen Anblick dar, daß Friedrike ſich von ſolchem Mitleiden ergriffen fühlen mußte? Ein quälendes Gefühl von Scham und Reue kam über ihn und wenn das übermüthige Spiel, das er ſich mit dieſer braven Familie erlaubte, wirklich eine Strafe verdiente, in dieſem Augenblicke hatte er ſie erlitten.

Friedrike hielt das ſcheue Zurücktreten, die brennende Röthe der Scham, welche plötzlich die Wangen des fremden Studenten bedeckte, für Aeußerungen einer natürlichen Schüchternheit.

„Nur zugelangt, Herr Studioſus, und nicht genirt!“ nöthigte ſie, ihm mit dem Korbe nachfolgend.

Zerknirſcht nahm Göthe ein Stück von dem Gebäck, ein leiſes: „Ich danke —“ flüſternd.

„Hab' ich's nicht geſagt,“ kicherte ihm Weyland ſchadenfroh in's Ohr.

„Geſchieht mir ganz recht,“ entgegnete der Gedemüthigte an der ihm aufgenöthigten Semmel kauend.

„Das iſt die wohlverdiente Strafe für die verwünſchte Maskerade.“

Friedrike hatte indeß das Gebäck auf den Tiſch

zurückgestellt, nachdem sie noch zuvor Weyland davon angeboten, der aber lachend gedankt hatte.

Pfarrer Brion hatte sich inzwischen überzeugt, daß Christian sein Pensum bereits in zufriedenstellender Weise erledigt hatte. Er näherte sich jetzt den beiden Studenten.

„Nun, lieber Fritz," redete er den Neffen an, „nichts Neues aus Straßburg? Bis die Mutter das Abendmahl aufgetischt hat, könntest Du uns das Eine oder Andere aus Eurem lustigen Studentenleben erzählen."

„Ach ja, ach ja!" riefen Marie, Friedrike und Christian wie aus einem Munde aus.

„Ich höre gern von der Jugend und ihren Streichen sprechen," fuhr der Pfarrer fort. „Man vergißt dabei, daß man alt ist. Die vergangenen Zeiten leben wieder auf und man fühlt sich noch einmal jung. Ja, auch ich war ein flotter Bruder Studio!"

Lebhaft blitzten seine Augen und hätte nicht die ausgerauchte Pfeife längst in der Ecke gestanden, wer weiß, ob er nicht, alle guten Vorsätze vergessend, sich zu einer neuen Fechtübung hätte hinreißen lassen.

„Erzähle uns etwas von Deinem Freunde Göthe, dem lustigen Frankfurter Patriziersohn!" kam er auf seine Aufforderung zurück.

„Ja, ja, von Göthe!" fiel der Chor der Kinder ein, die bei früheren Besuchen des Vetters immer mit

großem Intereſſe ſeinen Schilderungen des Straßburger Studentenlebens und beſonders gern die kleinen Anekdoten angehört hatten, die Fritz von dem intereſſanteſten und begabteſten ſeiner Commilitonen zu erzählen wußte. Indeß hatte Göthe elaſtiſchen Sinnes die unangenehme Empfindung von vorhin wieder überwunden. Das ſeltſame Quiproquo fing an, ihn zu amüſiren und mit Spannung ſah er der weitern Entwicklung der pikanten Situation entgegen.

„Du mußt ihn uns einmal mit herausbringen, Fritz," ſagte der Pfarrer und, ſich dann an den jungen Gaſt wendend, fragte er:

„Kennen Sie den Göthe, Herr Candidat?"

Der Gefragte entgegnete mit gut geſpielter Verſtellung:

„Ich? O, nur wenig."

Der gute Brion glaubte ſich etwas auf ſeinen Scharfblick einbilden zu können, während er mit einem ſchlauen Blick auf den vermeintlichen Candidaten bemerkte:

„Hm, ich ſehe, Sie ſind nicht des Göthe beſter Freund. Na, ich finde das ganz begreiflich," ſetzte er mit ſelbſtzufriedenem Lächeln hinzu — „es ſind ja kaum zwei größere Gegenſätze zu denken, als Sie, der ernſte geſetzte Candidatus theologiae und Göthe, der luſtige, übermüthige Schelm, der das Leben ſtudirt und nebenbei ein wenig die Rechte. Fritz hat uns ſo

viel von ihm erzählt, daß wir alle begierig sind, ihn kennen zu lernen."

„Ja, ja!" bestätigten die Kinder.

„Freilich," fuhr der Pfarrer fort, „dem verwöhnten Großstädter würde es bei uns einfachen Dorfleuten wohl etwas langweilig vorkommen."

„O, nicht doch," protestirte Göthe höflich, für den Moment seine Maske vergessend.

Der Pfarrer blickte ihn überrascht an.

„Hm, hm!" machte er, die, wie er meinte, vorlaute Bemerkung mit einem mißbilligenden Kopfschütteln strafend, „das können Sie wohl nicht beurtheilen, Herr Candidat."

Göthe, sich schnell an seine Rolle erinnernd, verbeugte sich, wie zur Entschuldigung, während sich Friederike eifrig an Weyland wandte:

„Sage nur Deinem Freunde, lieber Fritz, daß es bei uns gar nicht so langweilig ist, wie er vielleicht glaubt. Wir werden ihm schon Kurzweil schaffen — er soll nur kommen."

Weyland beeilte sich, indem er dem Freunde einen verstohlenen Blick zuwarf, dem Bäschen die Versicherung zu geben, daß er sich des Auftrags gewissenhaft entledigen werde.

„Sollte ich es jedoch vergessen," bemerkte der boshafte Mensch, auf den neben ihm stehenden Freund

mit heuchlerischem Ernst deutend, „so wird mich hier mein Freund Thöge gewiß daran erinnern.“

Mit einer allerliebsten Geberde der Bitte trat Friedrike nun an Göthe heran.

„Ach ja, Herr Candidat,“ bat sie, „nicht wahr, Sie helfen dem Fritz daran denken — mir zu Gefallen?“

Mit innigem Wohlgefallen betrachtete Göthe die vor ihm Stehende, die mit ihren großen Kinderaugen bittend zu ihm aufblickte.

„Recht gern, wenn Ihnen soviel daran liegt, den Göthe kennen zu lernen,“ entgegnete er lächelnd.

„Gewiß liegt mir daran,“ bestätigte sie eifrig, „den kennen zu lernen, der so entzückende Lieder zu dichten versteht. Kennen Sie denn seine Gedichte nicht?“

„Ich? Nein, ganz und gar nicht,“ log er im Charakter seiner Rolle.

„Nicht?“ Sie griff in die Tasche ihres Kleides und zog daraus ein zierlich eingebundenes Büchelchen hervor. „Die müssen Sie hören. Ich will Ihnen einige aus meiner Sammlung vorlesen.“ Sie blätterte in ihrem Album, doch der Vater hielt sie von der Ausführung ihres Vorhabens ab.

„Ein andermal, Friedrikchen, ein andermal,“ sagte er. „Jetzt soll uns der Fritz etwas von dem Göthe erzählen.“

„Ach ja, ach ja!“ unterstützen die Andern des

Digitized by Google

Pfarrers Aufforderung, der Weyland ſich nun nicht länger entziehen kann.

„Ja, ja, er hat kurioſe Einfälle, der Göthe,“ nimmt er das Wort, „bei denen Einem zuweilen angſt und bange werden kann. Denkt Euch nur, was für ein Stückchen er neulich wieder vollbracht hat! Ganz Straßburg ſpricht noch heute davon.“

„Erzähle, erzähle!“ rufen Alle aus. Der Abend iſt inzwiſchen hereingebrochen, es herrſcht jene halbe Dämmerung, welche man das Zwielicht nennt. Die Mutter geht geſchäftig zwiſchen Küche und Zimmer hin und her, die Tafel herrichtend und die Arbeiten der Magd in der Küche überwachend. Der Vater hat ſich auf ſeinem Sorgenſtuhl niedergelaſſen, neben ihm ſteht Chriſtian. Marie und Friedrike ſtehen am Fenſter, von dort aus zu dem in der Mitte des Zimmers ſtehenden Weyland hinüberblickend. Göthe hat, einer Einladung der freundlichen Paſtorin folgend, auf einem abſeits im Hintergrund ſtehenden Stuhl Platz genommen.

„Ihr kennt den Münſter,“ beginnt Weyland ſeine Erzählung. „Ihr wißt, wie hoch ſein Thurm in die Wolken emporragt. Da oben ſitzt nun mein Göthe oft ſtundenlang und ſtarrt mit ſeinen großen Augen träumeriſch in's Weite. Neulich aber — es war gerade um die Mittagsſtunde, der Platz unten voll Menſchen — da tritt auf das kleine ſchmale Brettchen, das ganz

oben am Halſe des Thurmes, dicht unterm Knopf ins Blaue, ohne Geländer, ohne Halt hervorragt der Tollkopf, der Göthe hinaus. Die Menſchen bleiben unten ſtehen, mit bangem Entſetzen ſtarren ſie empor, der Athem ſtockt ihnen in ſpannender Erwartung: ein Fehltritt, ein leichter Schwindelanfall und er liegt zerſchmettert zu ihren Füßen."

„Der Waghals!" kann ſich der Pfarrer nicht enthalten auszurufen, während Friedrike, gleich Marie und Chriſtian, in athemloſer Spannung der Erzählung lauſchend, die Hände ſchaudernd vor ihr Geſicht hält. Weyland fährt fort, den Freund hin und wieder mit einem ſchnellen Seitenblick ſtreifend:

„Volle fünf Minuten verharrt der Tollkühne auf ſeinem luftigen Standpunkt, gleichſam zwiſchen Himmel und Erde ſchwebend, denen unten dünkt es eine Ewigkeit. Da endlich tritt er zurück, nachdem er noch zuvor mit der Hand nach unten gewinkt hat, als wolle er ſich verabſchieden, und ſchreitet ruhig die ſteinerne Treppe hinab. Alle athmen auf, wie von einem quälenden Alp erlöſt, und als man nun den Herabſteigenden fragt, was ihn zu dem unerhörten Wagſtück veranlaßt habe —"

„Wahrſcheinlich eine Wette?" wirft hier Brion ein.

„So vermutheten auch wir —" bemerkte Weyland und ſchließt dann ſeinen Bericht:

„Da antwortet er lachend: Einer Wette wegen ge-

ſchah's nicht, ich wollte mir nur den dummen Schwindel abgewöhnen, der mich zuweilen plagt."

Der würdige Pfarrer ſchüttelt energiſch mißbilligend das Haupt.

„Den Schwindel abgewöhnen, das iſt doch ſtark! Und dabei riskirt er Hals und Bein?"

Friedrike athmet erleichtert auf. In fieberhafter Erregung hat ſie den Bericht verfolgt, der auf ihr leicht empfängliches Gemüth denſelben Eindruck gemacht hat, als hätte ſie dem erzählten Vorgang ſelbſt beigewohnt. „Ich habe ſeinetwegen eine Todesangſt ausgeſtanden," geſteht ſie in ihrer offenherzigen Weiſe.

Göthe hat voll Intereſſe die Wirkung beobachtet, welche die Erzählung Weylands auf die Zuhörer, namentlich auf Friedrike, hervorbringt.

„Sie iſt ein Engel," ſpricht er bei ſich.

Auch Frau Brion hat, ſich in ihrer Beſchäftigung unterbrechend, die Erzählung mit angehört.

„Der ſchlimme Menſch!" läßt ſie ſich jetzt mit mildem Tadel vernehmen. „Hat er denn gar nicht an ſeine Mutter gedacht, als er ſein Leben ſo leichtſinnig aufs Spiel ſetzte?"

Auf Göthe hat die ruhige und ſanfte Art der Pfarrerin den beſten Eindruck gemacht und er möchte gerade von ihr nicht falſch beurtheilt ſein.

„Aber es war ja nicht ſo gefährlich —" fährt es ihm unwillkürlich heraus.

Der Pfarrer neigt nunmehr zu der Ansicht, daß dieser Candidat Thöge trotz seines linkischen, zurückhaltenden Wesens, doch ein etwas vorlauter Mensch sei. „Nicht gefährlich? Hm, hm!“ macht er verweisend. „Erlauben Sie, Herr Candidat, das scheinen Sie doch nicht recht zu verstehen.“

„Nicht gefährlich?“ Auch Friedrike hat es erregt ausgerufen und mit gerötheten Wangen und blitzenden Augen fährt sie in ihrem Eifer, dem Bravourstückchen Göthe's nichts von seiner bewunderungswürdigen Kühnheit nehmen zu lassen, fort: „Ja, freilich, ungefährlich ist es, das hier im sichern Stübchen zu behaupten, aber wenn es gälte, ihm das Wagstück nachzumachen, dann, Herr Candidat, dann würden Sie vielleicht weniger Muth beweisen.“

„Friedrike!“ mahnt die Mutter zurechtweisend.

„Ich? Das ist auch etwas ganz Anderes,“ entgegnet Göthe mit heuchlerischer Bescheidenheit, innerlich entzückt über die lebhafte Parteinahme Friedrike's für ihn, dessen Anwesenheit sie nicht ahnt.

„Ja, ja, Sie haben Recht,“ bemerkt der Pfarrer lachend. „Das ist auch etwas ganz Anderes. Sie — ein Candidat der Theologie!“

Friedrike schwärmt für den interessanten Freund ihres Vetters, seitdem ihr der Letztere die Gedichte desselben mitgetheilt hat. Sie verlangt noch mehr über Göthe zu hören. Auch die Uebrigen schließen sich

diesem Wunsche an und Weyland läßt sich nicht lange nöthigen.

„Es war in der vergangenen Woche," beginnt er eine neue Erzählung, „spät am Abend. Wir hatten unser Abendmahl in der Krämergasse etwas ungewöhnlich lange ausgedehnt. Der Becher kreiste gar fröhlich und eine Geschichte jagte die andere. In der Mitte der Tafel präsidirte unser liebenswürdige, achtbare Senior Dr. Salzmann. Ihm zur Rechten saß Göthe, der Ausgelassenste unter den Ausgelassenen und dem gegenüber der phantastische, fromme Jung-Stilling.

Links neben Salzmann hatte ich meinen Platz, zwischen mir und Jung-Stilling saß der schöne, leichtsinnige Meyer von Lindau und auf der andern Seite hockte der ehrenfeste Franz Lerse, der beste Schläger der Universität. Eben noch hatten die Wände des Zimmers von dem fröhlichen Lachen widerhallt, das Göthe durch seine lustigen Einfälle der Tafelrunde zu entlocken wußte. Plötzlich aber trat eine lautlose Stille ein. Jung-Stilling hatte sich des Worts bemächtigt und er mißbrauchte es, um eine seiner unheimlichen Gespenstergeschichten auf uns loszulassen. Der Mensch besitzt eine wahre Virtuosität, Einen gruseln zu machen, und wir Alle standen machtlos im Banne seiner Erzählungskunst. Er war eben bei der effektvollsten Stelle seiner haarsträubenden Spukgeschichte angelangt, als die große Schwarzwälder an der Wand mit

dumpfen, unheimlich klingenden Schlägen die Geisterstunde verkündete. Ein kalter Schauer durchrieselte die ganze Gesellschaft: Die Situation war peinlich, unerträglich. Da plötzlich springt mein Göthe, der mit wirrem Haar, mit düster blickenden Augen dagesessen und, gleich den Andern, in martervoller Spannung der Erzählung gelauscht hatte, jäh empor. Heidi, wie der Blitz fährt er hinaus zur Thür! Ich ihm nach. Was hat er nur wieder? denk' ich bei mir. Er eilt durch die Straßen, ich wie sein Schatten immer hinter ihm her. Und wohin geht der Weg? Zum Kirchhof draußen am Thor. Am Portal macht er einen Augenblick Halt — es war verschlossen. Mein Göthe aber, ohne sich lange zu bedenken, schwingt sich über die Mauer und da wandelt er zwischen den Gräbern lautlos, wie ein Gespenst. Eine Weile sehe ich ihm zu, durch das Gitter des Thores. Bald läßt er sich auf einem der Leichenhügel nieder, bald springt er wieder empor und schreitet weiter zwischen den Gräbern. Da packt mich das Entsetzen, ich eile hinweg und schweißtriefend lange ich in meiner Wohnung an. Am andern Morgen, nach einer fast schlaflos verbrachten Nacht, mache ich mich in aller Frühe in Göthes Wohnung — er liegt noch im Bett und schläft, als sei nichts geschehen, den sanften Schlaf des Gerechten. Ich wecke ihn. Mensch! schreie ich ihn an — was in aller Welt hattest Du so spät in der Nacht noch auf dem Kirchhof zu suchen?

Er reibt ſich lachend die Augen: Du biſt's? Warum ich zwiſchen den Wohnungen der Todten nachtwandelte, willſt Du wiſſen? Nun, Jung-Stillings dumme Geſpenſtergeſchichte hatte mich gruſeln gemacht. Das verdroß mich. Zum Teufel mit der Gänſehaut! ſagte ich mir. Und da ich die Radikalkuren liebe, ſo verbrachte ich die Geiſterſtunde zwiſchen den Gräbern, um das Fürchten zu verlernen."

Alle waren mit erſichtlicher Spannung der von Weyland lebhaft und anſchaulich vorgetragenen Erzählung gefolgt. Es gewährte Göthe ein wonniges Vergnügen, die verſchiedenartige Wirkung zu beobachten, welche die Erzählung auf die einzelnen Zuhörer hervorbrachte.

„Dieſer Göthe iſt doch ein Teufelskerl!" lachte der Pfarrer mit vielem Behagen.

„Ein entſetzlicher Menſch!" bemerkte die ſanfte Pfarrerin mißbilligend.

Friedrike hatte mit der ehrlichſten Bewunderung an den Lippen des Erzählers gehangen.

„Aber Muth hat er, wie ein Gott!" rief ſie nun mit leuchtenden Augen aus.

Anders die Schweſter. Bei ihr trat die Bewunderung der Unerſchrockenheit des Helden der kleinen Geſchichte hinter den unheimlichen Eindruck, den die Schilderung der nächtlichen Exkurſion nach dem Kirchhof, verſtärkt durch die inzwiſchen vollſtändig ein-

getretene Dämmerung, auf ihr furchtsames Gemüth hervorgebracht hatte, fast vollkommen zurück.

„Mir ist ganz ängstlich zu Muthe," gestand sie zitternd.

Auch auf den kleinen Christian hatte die Erzählung eine ähnliche Wirkung gehabt. Furchtsam schmiegte er sich an das Knie des lachenden Pfarrers.

„Vater, ich fürchte mich," klagte er fast weinend. Es war ein guter Einfall, der dem gutherzigen Pfarrer jetzt kam, um den Druck von den ängstlichen Gemüthern zu nehmen.

„Schnell, Friedrike," gebot er — „gieb uns etwas aus Deiner Gedichtsammlung zum Besten! Möge die Poesie Göthe's die unheimliche Stimmung verscheuchen, in die Euch die Erzählung von seinen abenteuerlichen Streichen versetzt hat."

Friedrike war natürlich gern bereit, der Aufforderung des Vaters nachzukommen.

„Das letzte Gedicht, das mir der Fritz geschickt hat, Ihr kennt es noch nicht. Es ist ein Lied von der Sehnsucht. Wollt Ihr es hören?"

„Ja, ja!" riefen alle durcheinander.

Friedrike tritt in die Mitte des Zimmers, in welchem jetzt das Licht des weichenden Tages nur noch schwach mit der siegreichen Dämmerung des anbrechenden Abends kämpft. Der Pfarrer sitzt Friedrike gegenüber auf seinem Lehnstuhl, an ihn schmiegt sich Christian.

Marie und die Mutter ſtehen nahe der Thür, links von Friedrike, während Göthe und Weyland gegenüber an der Hinterwand ihren Platz haben.

Schlicht, aber mit zum Herzen dringender Innigkeit und mit klangvoller, weicher Stimme ſpricht das junge Mädchen die Verſe:

„Was zieht mir das Herz ſo?
Was zieht mich hinaus?
Und windet und ſchraubt mich
Aus Zimmer und Haus?
Wie dort ſich die Wolken
Um Felſen verziehn!
Da möcht' ich hinüber,
Da möcht' ich wohl hin!

Nun wiegt ſich der Raben
Geſelliger Flug;
Ich miſche mich drunter
Und folge dem Zug.
Und Berg und Gemäuer
Umflittigen wir;
Sie weilet da drunten,
Ich ſpähe nach ihr.

Da kommt ſie und wandelt;
Ich eile ſobald,
Ein ſingender Vogel,
Zum buſchigen Wald.

Sie weilet und horchet
Und lächelt mit ſich:
Er ſinget ſo lieblich
Und ſingt es an mich.

Die ſcheidende Sonne
Vergoldet die Höhn;
Die ſingende Schöne,
Sie läßt es geſchehn.
Sie wandelt am Bache
Die Wieſen entlang,
Und finſter und finſt'rer
Umſchlingt ſich der Gang.

Auch in dem Gemache war es immer dunkler geworden. Die Mutter hatte der älteſten Tochter einen Wink gegeben und Marie hatte ſtill das Zimmer verlaſſen. Göthe war während der letzten Verſe von ſeinem Sitz aufgeſprungen, hingeriſſen von der anſprechenden Deklamation ſeines Gedichtes. Vergeſſen war die Maske, in der er ſich hier eingeführt, in freudiger Bewunderung hingen ſeine Blicke an dem ausdrucksvollen Antlitz des jungen Mädchens, auf dem ſich alle Empfindungen der Seele deutlich widerſpiegelten. Da kehrte Marie zurück, in der Hand eine brennende Lampe, die das eben noch dunkle Gemach mit hellem Licht erfüllte. Durch den plötzlichen Schein geblendet, hatte Friedrike einen Augenblick die Augen geſchloſſen. Als ſie ſie wieder öffnete und ihre Blicke zufällig denen

Göthes begegneten, die jetzt einen so ganz anderen Ausdruck zeigten als früher, da stockte sie befangen. Sie konnte die Anfangsworte des Schlußverses nicht finden und peinliche Verlegenheit malte sich auf dem erglühenden Gesicht. Da tritt Göthe, gepackt von der Situation und getrieben von dem Wunsche, dem bewunderten Mädchen zu Hilfe zu kommen, schnell ein paar Schritte in's Zimmer hinein und alle anderen Rücksichten und Bedenken aus den Augen setzend, spricht er mit feurigem Schwunge die Schlußstrophe:

„Auf einmal erschein' ich,
Ein blinkender Stern.
Was glänzet da droben,
So nah und so fern?
Und hast du mit Staunen
Das Leuchten erblickt,
Ich lieg' dir zu Füßen,
Da bin ich beglückt."

Und hingerissen von dem Geiste der eigenen Dichtung wirft er sich auf die Kniee nieder vor dem ihn mit weit geöffneten Augen verwunderungsvoll anstaunenden jungen Mädchen. In wortlosem Staunen sind auch die Anderen dem sich so schnell und so unerwartet abspielenden Vorgang gefolgt.

Erst jetzt findet der zürnende Pfarrer Worte:

„Aber Herr Candidat, was soll das bedeuten?" ruft er ärgerlich aus.

Wie gebannt hängen Friedrike's Blicke an dem von schwärmerischer Begeisterung leuchtenden Antlitz des Studenten, der jetzt einen, dem früheren ganz entgegengesetzten Eindruck macht. Ist denn das derselbe junge Mann, der sich ihr so linkisch genähert hat? Ist es möglich, daß der steife, pedantische Predigtamts-Candidat eine so glühende Empfindung besitzt, wie sie sich soeben in der Deklamation des Schlußverses verrathen? War das wirklich der Candidat Thöge? Thöge! Klingt das nicht ganz ähnlich wie — Göthe! In dem feinfühligen Mädchen zuckt plötzlich fast instinktiv das Verständniß der Situation auf.

„Er ist es!" ruft sie triumphirend aus — „Göthe ist es! Seht Ihr es denn nicht?"

Der Knieende kommt jetzt plötzlich zum Bewußtsein des begangenen Fehlers. Hier ist nichts mehr ungeschehen zu machen, nichts mehr zu verbergen. Hier ist nur Eines: ein offenes, ehrliches Geständniß am Platze.

„Ja, Göthe," wendet er sich jetzt zu dem überraschten Pfarrer, „ich bin es, Göthe, der herzlich um Verzeihung bittet für den kecken Maskenscherz, den er sich mit Ihnen erlaubte."

Einen Augenblick stutzt der Pfarrer. Die jungen Leute haben also ihr muthwilliges Spiel mit ihm getrieben. Schon will er ärgerlich aufbrausen, da legt sich beschwichtigend die Hand seiner milden Gattin auf seinen Arm und lächelnd blickt sie ihm in die Augen.

Sein guter Humor gewinnt in ihm die Oberhand. Hat er nicht eben noch über die Schelmenstücke dieses Göthe herzlich gelacht und steht dieses neue Stückchen nicht ganz im Einklang mit den früheren? „Jugend muß austoben!“ Er erinnert sich dieser Worte, die er vorher zu dem grämlichen Amtmann gesprochen. Lächelnd erhebt er den Finger gegen Göthe:

„Schelm!“ Und zu den Anderen gewendet, setzt er mit guter Laune hinzu: „Das war ein rechter Göthe-Streich!“

IV.

Es waren köſtliche Stunden, welche die beiden Studenten bei der gaſtlichen Pfarrerfamilie verlebten. Nach der unter Scherz und Lachen eingenommenen Abendmahlzeit wurde ein Spaziergang im Nachtigallenwäldel unternommen. Es war ein herrlicher, milder Abend. Vom klaren Himmel blickten der Mond und Myriaden von glänzenden Sternen herab, die verſchlungenen Wege des Parkes hell beleuchtend.

Voran ſchritten der Pfarrer und die Pfarrerin mit Chriſtian, hinter ihnen folgte Weyland und Marie, zuletzt Göthe mit Friedrike. Weyland und Marie führten eine laute, mit allerlei Neckereien gewürzte und durch häufiges Lachen unterbrochene Unterhaltung. Bei dem nachfolgenden Paare war es zumeiſt Friedrike, die die Koſten der Unterhaltung beſtritt. Es gewährte Göthe einen eigenthümlichen Genuß, dem naiven Geplauder des herzigen Kindes zuzuhören. Die Mädchengeſtalten, die ihm bisher auf ſeinem Lebenswege begegnet waren, waren zum Theil ſtolze, ſtrahlende Schönheiten, zum Theil gefallſüchtige, leidenſchaftlich

begehrende Naturen gewesen. Hier erschloß sich ihm zum erstenmal die reine, unberührte Seele eines einfachen, natürlich empfindenden und phantasiereichen Kindes. Hier gab es keine Künste der Koketterie, hier war nichts berechnet, nichts ersonnen, alles in ihr war unverfälschte Natürlichkeit und was auf dem Grunde der Seele vorging, das verrieth sich alsbald deutlich in den Mienen des lieblichen Gesichtes. Sie erzählte ihm von den kleinen Freuden ihres einfachen Lebens, von den Eltern und Geschwistern, die alle so gut gegen sie, von ihren Streifereien durch Wald und Feld, von ihrem Verkehr mit der Natur, die sie schwärmerisch liebte. Es war lange her, daß Göthe einen so friedlich-heiteren, so ruhigen Abend verlebt hatte, dennoch währte es geraume Zeit, bis ihn die Empfindungen des erregten Herzens in dieser Nacht zur Ruhe kommen ließen.

Am Nachmittag des nächsten Tages nahmen die beiden Freunde Abschied von der gastlichen Pfarrerfamilie, Beide herzlich aufgefordert, dem kurzen Besuch recht bald einen neuen, längeren folgen zu lassen. Göthe war während seines Rittes nach Straßburg still und in sich gekehrt; seine Gedanken weilten in dem eben verlassenen Ort und seine Empfindungen gestalteten sich ihm wie von selbst zu poetischen Worten, die er am nächsten Tage zugleich mit einem herzlichen Brief an Friedrike sandte. Sie antwortete freundlich

und nun entſpann ſich ein reger Verkehr zwiſchen dem Studenten, der jetzt häufiger als früher die lärmende Geſellſchaft der Freunde floh, und dem ſtillen Pfarrhaus im Elſaß. Briefe und Bücher wanderten gar häufig hin und her. Schon im nächſten Monat machte Göthe in Begleitung des Freundes einen zweiten Beſuch in Seſenheim, aber auch diesmal blieb er nur kurze Zeit. Auch die Weihnachsferien verlebte er in der freundlichen Pfarrerfamilie und viel zu ſchnell vergingen ihm die Tage, die er meiſt an Friedrike's Seite in der glücklichſten Stimmung verbrachte. Ohne ſich Rechenſchaft von ſeinen Empfindungen zu geben, überließ er ſich rückhaltlos dem eigenthümlichen Zauber, den die herzgewinnende Natürlichkeit Friderike's, die Friſche ihres Weſens auf ihn ausübte. Und Friedrike? Konnte das einfache Naturkind das Weſen der ſonderbaren Veränderung begreifen, die mit ihr vorgegangen war? Früher ſtets voll luſtiger Einfälle, gedankenlos dahin lebend, den ganzen Tag lachend und ſingend, war ſie jetzt oft ſtill und in ſich gekehrt. Ganze Stunden brachte ſie einſam auf der Bank auf jenem raſenbelegten Plätzchen im Nachtigallenwäldel zu, der von jeher ihr Lieblingsaufenthalt geweſen war. An der Seite des Freundes ging ihr die Ahnung eines neuen Lebens auf. Wie hing ſie an ſeinen Lippen, wenn er ihr von ſeinen Plänen und Entwürfen erzählte, wenn er ihr die eine oder andere ſeiner poetiſchen Arbeiten vor-

las! So hatte noch keiner der Männer ihres kleinen Bekanntenkreises ihren Geist zu beschäftigen verstanden, ihren Sinn zu erheben gewußt, am wenigsten der langweilige, hölzerne Amtmann Schübler, der gerade neuerdings seine Gesellschaft ihr aufdrängte, wo er nur irgend konnte. Nur wenn die Herren Studiosi aus Straßburg anwesend waren, vermied es der Amtmann, sich im Pfarrhause zu zeigen. Scheute er das Zusammentreffen mit dem gewandten, geistsprühenden, jungen Studenten, neben dem er eine um so kläglichere Rolle spielen würde?

Der zehnte Mai, der Tag von Friedrike's Geburtstag, war gekommen. Göthe und Weyland, sowie einige Verwandte und Bekannte der Familie hatten ihren Besuch zugesagt. Friedrike, die von den Eltern und Geschwistern mit manch sinnigem Geschenk überrascht worden war, hatte sich nach der Mittagstafel nach ihrem Lieblingsplätzchen zurückgezogen. Nur wenige Minuten hatte sie träumend hier gesessen, als die Eltern in Begleitung des Amtmannes, der heute eine besonders feierliche Miene zeigte, sie aufsuchen kamen. Sie hatte sich erhoben, den Amtmann zu begrüßen und den Eltern den Platz auf der Bank einzuräumen. Schübler war vor ihr, die an der Seite der Mutter stand, dieselbe mit einem Arm umschlingend, stehen geblieben. Nach einigem verlegenen Räuspern hatte er angefangen, ihr in wohlgesetzter, offenbar vorher

sorgfältig einstudirter Rede von seiner Liebe, von seinem Wunsche, sie die Seinige nennen zu können, zu sprechen.

„Und so frage ich Sie, liebwerthe Mamsell Friedrike," hatte er pathetisch seine steife Erklärung geschlossen, „hier vor Ihren Eltern und im Angesichte Gottes, ob Sie gewillt sind, mein christliches Ehegemahl zu werden für Zeit und Ewigkeit?"

Friedrike hatte die Worte des Amtmannes, die ihr vollkommen unerwartet kamen, mit großem Erstaunen angehört. Sie sollte die Genossin dieses mehr als vierzigjährigen, grämlichen und pedantischen Mannes werden? Bei diesem Gedanken überkam sie ein unwiderstehlicher Lachreiz.

„Mich wollen Sie heirathen — mich?" stieß sie lachend hervor. „Ah, das ist zu komisch!"

Der Vater legte sein Gesicht in ernste Falten.

„Liebe Friedrike," sagte er mit mildem Verweise, „ich finde es durchaus nicht komisch, wenn ein verständiger, ehrenwerther Mann Dir seine Hand anträgt."

Ihr Lachen verstummte sogleich und mit ernsthafter Miene wandte sie sich an den Amtmann:

„So ist es also wirklich Ihr Ernst? Sie begehren mich wahr und wahrhaftig zur Frau?"

„Ich würde mir nicht erlauben, mit so ernsten Dingen Scherz zu treiben," gab er gravitätisch zur Antwort.

Ueber Friedrike's Gesicht huschte ein schelmisches Lächeln.

„Freilich, es ist nicht Ihre Art, zu scherzen," entgegnete sie. „Aber der Gedanke, daß ich Ihre Frau werden sollte, ist mir so unfaßbar, daß ich im ersten Augenblick nicht anders konnte, als darüber lachen. Ich wollte Sie nicht kränken," fügte sie entschuldigend hinzu.

Der Amtmann fühlte sich tief verletzt.

„Ich habe nicht gewußt, daß ich eine so komische Wirkung hervorbringe," sagte er in spitzem Tone.

„O, Sie nicht, Herr Amtmann," beeilte sich Friedrike, deren weiches Herz jetzt fast Mitleiden mit dem unglücklichen Freier empfand, zu versichern — „nur die Idee, daß ich — nein, nein, es ist unmöglich!" schloß sie, entschlossen über die ihr unangenehme Angelegenheit so bald als möglich hinwegzukommen. Auch die Mutter, der die Absichten des Amtmannes von allem Anfang an unsympathisch gewesen waren und die nur, um ihn nicht zu kränken, sich ihnen nicht offen widersetzt hatte, legte sich jetzt in's Mittel.

„Friedrike hat nicht ganz Unrecht," bemerkte sie in ihrer milden Weise, „der Unterschied der Jahre ist doch ein bedenklicher."

Der Amtmann war in diesem Punkte anderer Ansicht.

„Ich glaubte," entgegnete er, „daß Sie meine

vierzig Jahre als eine Garantie für das Eheglück Ihrer Tochter betrachten würden."

Auch dem würdigen Brion, der sich überhaupt aus mehreren Gründen bereits mit dem Gedanken befreundet hatte, in dem wohlhabenden Amtmann seinen zukünftigen Schwiegersohn zu erblicken, schien dies ganz und gar einleuchtend.

„Auch ich meine," pflichtete er dem Sprechenden bei, „daß ein Mann in gewissen Jahren besser verstehen müsse, eine Frau glücklich zu machen, als so ein junger Springinsfeld."

Die Pfarrerin dachte in diesen Dingen etwas idealer, als der behäbige Gatte. Ihr war die Erinnerung an die unvergeßliche, schönste Zeit ihres Lebens: an den Liebesfrühling ihrer Brautzeit, noch nicht entschwunden. Sie wußte es ja aus eigener Erfahrung, daß keiner der Genüsse des Lebens dem seligen Glücke vergleichbar, den das Herz im sicheren Besitz des gleichgestimmten Herzens empfindet.

„Das lehrt weder Alter noch Erfahrung," entgegnete sie auf die Worte des Gatten — „sondern allein das Herz. Warst Du nicht selbst noch ein junger Bursche, als Du mich heimführtest und haben wir nicht vom ersten Tage an in Glück und Zufriedenheit gelebt?"

„Freilich, freilich, das ist wahr," mußte der Pfarrer zugeben. Doch er hatte sich schon so sehr mit der

Idee, die Sorge für eine ſeiner Töchter dem Amtmann übertragen zu ſehen, vertraut gemacht, daß er ſie nun nicht ſo raſch wieder aufgeben mochte.

„Ich meine aber," fuhr er fort, „wir würden einmal gefaßter die Augen ſchließen können, wenn wir unſer Kind bei einem geſetzten, verſtändigen Mann verſorgt wüßten."

Friedrike war dieſe Hin- und Herrede recht peinlich. Das aber, was ihr Vater ſoeben geäußert hatte, trieb ihr die Röthe der Scham in die Wangen. Alle Empfindungen ihrer ſchwärmeriſchen, ideal fühlenden Seele empörten ſich dagegen.

„O Väterchen, das kam nicht aus Deinem Herzen," rief ſie aus und in dem Vibriren ihrer Stimme drückte ſich deutlich ihre innere Erregtheit aus. „Soll man denn die Ehe als eine Verſorgung anſehen, heirathet man denn, um ſein täglich Brod zu erwerben? Nein, nein, lieber wollte ich mich bei fremden Leuten verdingen und die niedrigſten Arbeiten verrichten, als ſo denken und handeln."

Mit Blicken, in denen ſich Bewunderung und zärtlichſte Liebe miſchten, betrachtete die Pfarrerin das mit leuchtenden Augen und glühenden Wangen daſtehende junge Mädchen, und ihre Hand auf Friedrike's Arm legend, flüſterte ſie ihr leiſe zu:

„Mein tapferes Kind!"

Es war faſt ein Ausdruck von Verachtung, der

in Friedrike's Blicken lag, als sie jetzt zu dem Amtmann gewendet, fortfuhr:

„Und wenn ich ein Mann wäre, ich würde viel zu stolz sein, ein Mädchen zur Frau zu begehren, die mir nicht mit Freuden, von ihren eigenen, übermächtigen Empfindungen getrieben, folgte, die es nicht als höchstes Glück betrachtete, mir in Liebe und Demuth zu dienen."

Es war nicht des guten Brion Sache, angesichts eines so energisch betonten Widerspruchs an seiner Idee festzuhalten. Achselzuckend wandte er sich an den Amtmann, ihn zum Aufgeben seines Wunsches zu bewegen.

„Sie sehen selbst, Herr Amtmann, da wäre jedes weitere Wort in den Wind gesprochen."

Schübler hatte sich während der Worte Friedrike's, die seine Eigenliebe und sein Selbstgefühl so bitter verwundeten, ingrimmig auf die Lippen gebissen. Er glaubte zu wissen, wessen Einfluß er diese Zurückweisung seiner Bewerbung zu danken habe und mit vor Aerger und unterdrückter Wuth zuckenden Lippen entgegnete er:

„Freilich, ich sehe, die Mamsell hat sich Dinge in den Kopf setzen lassen, die man weder von seinen Lehrern, noch von den Eltern zu lernen pflegt."

Doch Friedrike verstand diese Anspielung in der Arglosigkeit ihres Herzens gar nicht.

„Sie haben Recht, Herr Amtmann," sagte sie, „das

hat mich weder die Schule noch das Vaterhaus gelehrt, sondern Gott hat es mir in das Herz gelegt, Gott, der mir Empfindungen verlieh, ohne die ich nicht leben möchte. Und arm erscheint mir Jeder, zum Erbarmen arm, der solche Empfindungen nicht zu würdigen vermag."

Der Pfarrer starrte die Sprechende mit erstaunten Blicken an. War das seine Friedrike, das harmlose, lustige, tändelnde Kind, das da mit so tiefer Empfindung zu sprechen verstand.

„Mädchen," stieß er in ungeheuchelter Bewunderung hervor — „wo hast Du diese Worte her?"

Mit dem Scharfsinn argwöhnischer Eifersucht errieth der Amtmann die Vorgänge im Innern des jungen Mädchens, welche in wenigen Monaten das einfache, lachende Kind in eine ernste, sinnige Jungfrau umgewandelt hatten.

„Ich habe es längst bemerkt," stieß er giftig heraus — „daß in der Mamsell etwas vorgeht. Seit der Mosjeh aus Straßburg hier gewesen, ist sie eine Andere geworden."

Der Pfarrer stutzte. Auch ihm fiel jetzt die sonderbare Veränderung auf, die sich in Friedrike's ganzem Wesen verrieth.

„Ja, ja, Sie haben nicht Unrecht," entgegnete er nachdenklich. „Friedrike wird von Tag zu Tag stiller und ernster."

„Weil ich von Tag zu Tag älter werde, Väterchen,“ ſuchte Friedrike den Vater zu beruhigen. In ihrer Erregung hatte ſie nicht ſonderlich auf die Worte des Amtmannes geachtet; ihm kam es offenbar nur darauf an, an irgend jemandem ſeinen Aerger über die ihm gewordene Zurückweiſung auszulaſſen, und nichts war natürlicher, als daß er dabei auf den abweſenden Göthe, der ſich nicht vertheidigen konnte, verfiel.

Seinen Worten einen anderen Sinn unterzulegen, fiel ihr nicht ein.

„Freilich, ſo ein junger Sauſewind,“ fuhr der Amtmann, auf die ihm vom Pfarrer gelegentlich mitgetheilten Epiſoden aus dem Leben des wilden Straßburger Studenten mit verletzendem Hohn anſpielend, fort: „der, um von ſich reden zu machen, des Nachts auf dem Friedhof umherläuft und bei Tage die Kirchthürme beſteigt, iſt intereſſanter, viel intereſſanter, als ein ernſter, geſetzter Mann, der ſeinen geraden Weg geht und nicht rechts, noch links ſieht, der es nicht verſteht, zu ſcharmiren und hofiren — na —“ hier brach er mit vieldeutigem, hämiſchen Lächeln ab — „ich will nichts geſagt haben.“

Dem offenherzigen, allen Winkelzügen abgeneigten Pfarrer verdroß dieſe verſteckte Art des Angriffs.

„Ich bin kein Freund von dergleichen halben Anſpielungen, Herr Amtmann,“ bemerkte er ärgerlich. „Wenn Sie etwas gegen den jungen Göthe, dem wir

5*

gaſtfrei unſer Haus erſchloſſen, vorzubringen haben, ſo halten Sie damit nicht hinter dem Berge, ſondern ſprechen Sie frei heraus, wie es einem ehrlichen Manne geziemt."

„Man erzählt ſich allerlei von dem Mosjeh, das ich hier zu wiederholen Anſtand nehme," erwiderte der Amtmann mit heuchleriſcher Zurückhaltung.

„Ich hoffe, nichts Unehrenhaftes," warf der argloſe Brion ein, in der Meinung, Schübler ſpiele auf irgendwelche harmloſen, ſtudentiſchen Streiche an. „Er iſt ein wildes Blut, ein gährender Moſt — na, Sie kennen meine Anſicht in dieſer Beziehung. Das muß ſich Luft machen, um nicht zu erſticken an der in ihm ſiedenden Jugendkraft und Ideenfülle, aber wenn der Gährungsprozeß vorüber, dann klärt ſich das zu einem herrlichen Wein."

Friedrike hatten die höhniſchen Worte des Amtmanns und die perfide Art ſeiner Verdächtigungen des theuren Freundes auf's Tiefſte empört. Hingeriſſen von den Gefühlen ihres Herzens, von deren Tiefe und eigentlichen Natur ſie ſelbſt am wenigſten Kenntniß hatte, wandte ſie ſich gegen den Amtmann:

„Ich begreife Ihre Abneigung gegen unſern Freund ſehr wohl," kam es in überwallender Empfindung von ihren Lippen. „Es iſt der Widerſtreit des Gewöhnlichen, Alltäglichen gegen das Ungewöhnliche, es iſt der Gegenſatz der Proſa zur Poeſie. Ihr, die Ihr Euch für

nichts erwärmt, als was innerhalb Eurer kleinlichen, materiellen Interessen liegt, wie wollt Ihr das Wesen eines Jünglings begreifen können, dessen Blicke mehr gen Himmel als zur Erde gerichtet sind, in dessen Seele eine Welt von Idealen lebt!"

Einen Augenblick herrschte vollkommene Stille nach diesen Worten. Mit inniger Liebe blickte die Mutter in das von edler Begeisterung verklärte Gesicht ihres Lieblings, ihr mit sanfter Hand die Haare aus dem erhitzten Gesicht streichend. Ihr war die in Friedrike's Busen aufkeimende Neigung für den jungen Göthe kein Geheimniß mehr. Sie hatte nichts gethan, weder um diese Gefühle zu begünstigen, noch um sie zu bekämpfen. Dazu schien ihr keine Veranlassung vorzuliegen, hatte doch auch auf sie das gewinnende Wesen des lebhaften und liebenswürdigen Jünglings einen vortheilhaften Eindruck gemacht.

Schübler sah mit geheimem Aerger einerseits, daß seine Worte nicht den beabsichtigten Eindruck machten, anderseits, daß seine Befürchtungen hinsichtlich einer Neigung Friedrike's für den verhaßten Studenten sich als gerechtfertigt erwiesen.

„Ich sehe," bemerkte er höhnisch auf die Worte Friedrike's, „der Mosjeh besitzt in der Mamsell einen gar warmen Fürsprecher. Nun, über den Geschmack soll man nicht streiten. Ich bin einmal so kleinlich, so prosaisch," setzte er mit verletzender Ironie hinzu,

„daß ich einen Menſchen nicht für reſpektirlich halte, der nächtlichen Unfug treibt und ſich mit zweideutigen Weibsleuten in's Gerede bringt. Ja, ja," fuhr er fort, als der gutmüthige Brion bei dieſen erneuten, vagen Beſchuldigungen des Abweſenden auffahren wollte, „fragen Sie nur Ihren Neffen, Herr Paſtor. Ganz Straßburg ſpricht von den Liebeshändeln dieſes Mosjeh Göthe. Mit den Töchtern ſeines Tanzlehrers ſoll er es ſo arg getrieben haben, daß ihn der Vater aus dem Hauſe wies."

Ein feines Lächeln umſchwebte die Lippen der Pfarrerin, als ſie einwarf:

„Und trotz alledem ſcheinen Sie ſich doch lebhaft für dieſen ſchlimmen Mosjeh Göthe zu intereſſiren, da Sie es nicht verſchmähten, ſich ſo angelegentlich über ihn zu erkundigen."

Der Amtmann ſchlug unter dem klaren, forſchend auf ihm ruhenden Blick der Sprechenden verlegen die Augen zu Boden.

„Hm, ich wollte — — — ich dachte —" ſtammelte er, „in Ihrem Intereſſe hielt ich es für geboten — —"

„Unſer Intereſſe," verſetzte Frau Brion ernſt, „verlangt, daß wir nicht Alles, was Läſterzungen jemandem Uebles nachreden, auf Treu' und Glauben annehmen. Es ſollte auch Ihnen, Herr Amtmann, nicht unbekannt ſein, daß die Welt gern aus einer Mücke einen Elephanten macht. Und überdies würde unſer Neffe

Weyland schwerlich den jungen Mann bei uns eingeführt haben, wenn seine Moralität eine so zweifelhafte, wie man Sie glauben gemacht zu haben scheint."

Friedrike blickte der Mutter, die sich so warm des geschmähten Freundes annahm, mit innigem Dank in die Augen, liebevoll mit dem Arm ihren Hals umschlingend. Auch der Pfarrer nickte zustimmend mit dem Kopfe.

„Das ist auch meine Ansicht, liebe Magdalene," sagte er — „und deshalb meine ich, Herr Amtmann, wir lassen den unerquicklichen Gegenstand vorläufig auf sich beruhen."

Schübler sah, daß er sein Spiel verloren hatte, und daß für ihn hier nichts mehr zu gewinnen war. „Ich sehe," zischte es ingrimmig zwischen seinen zusammengepreßten Zähnen hervor — „ich gelte hier nichts mehr. Zu dem ersten besten, hergelaufenen Windbeutel hat man mehr Zutrauen als zu mir — nun, da will ich nicht länger beschwerlich fallen — ich empfehle mich allerseits." Und zornig stürmte er davon, ohne auf die beschwichtigenden Worte Brion's zu hören, die dieser ihm nachrief.

„Aber, Herr Amtmann, so war es nicht gemeint, so hören Sie doch!" Der Pfarrer war aufgesprungen, um den Davoneilenden zurückzuhalten. Verdrießlich gab er den vergeblichen Versuch auf. „Fort ist er," brummte er ärgerlich, „recht unangenehm! Ich bin

ein Mann des Friedens, nichts ist mir so verhaßt, wie Uneinigkeit und Streit. Und wenn nun doch etwas Wahres daran wäre —?" setzte er mit plötzlich erwachtem Mißtrauen hinzu.

„So wird es uns nicht verborgen bleiben," schnitt die Pfarrerin kurz seine kleinmüthigen Worte ab. „Bis dahin aber wollen wir unserm eigenen Urtheil vertrauen." Sie erhob sich und trat dicht vor Friedrike hin, ihre Stirn mit den Lippen berührend. „Meine Friedrike wird nie etwas Unedles thun," sprach sie sodann, „und sie weiß, daß ihre Mutter zugleich ihre beste Freundin ist."

Das junge Mädchen warf sich in ausbrechendem Gefühl an die Brust der Mutter.

„Meine gute Mutter!"

Der Pfarrer, der befürchtete, daß auch ihn die Rührung, der sich Frau und Tochter hingaben, anstecken konnte, der es aber nicht liebte, sich schwach zu zeigen, unterbrach den Gefühlserguß.

„Laßt uns hineingehen!" mahnte er. „Unsere Geburtstagsgäste können jeden Augenblick eintreffen."

„Geht nur immer voran, Väterchen," schmeichelte Friedrike, die das Bedürfniß fühlte, erst wenige Minuten mit ihren Gedanken allein zu sein, bevor sie den Blicken der Anderen begegnete.

Die Mutter mit dem feinen Taktgefühl des zarten,

weiblichen Herzens das Verlangen Friedrike's errathend, führte den Gatten hinweg.

Friedrike ließ sich sinnend auf der Bank nieder. Sie durchlief im Geiste noch einmal die verschiedenen Phasen der Scene, welche sich hier soeben abgespielt hatte.

„Seit der Mosjeh aus Straßburg hier gewesen, ist sie eine Andere geworden." Diese Worte des Amtmannes kamen ihr plötzlich in den Sinn. Was hatte er damit sagen wollen? War denn wirklich mit ihr eine so sichtbare Veränderung vorgegangen, seit der Student aus Straßburg in ihren bisher so engen Gesichtskreis getreten war? Sie rief sich die Erlebnisse der letzten Wochen und Monate in's Gedächtniß zurück; prüfend verweilte sie bei ihrem Verhalten, bei ihren Handlungen, bei ihren Empfindungen, Gedanken und Wünschen in diesem Zeitraum und sinnend verglich sie damit ihr früheres Leben und Streben. Es war das erste Mal in ihrem Leben, daß sie über sich selbst nachdachte, und mit Erstaunen gewahrte sie, daß es mit der Behauptung des Amtmanns seine volle Richtigkeit hatte.

„Ja, ja," sprach sie vor sich hin, „ich bin eine Andere, seit ich in Göthe's Augen geblickt, wie in einen unergründlichen See, in dem sich der Himmel widerspiegelt. Ich bin eine Andere geworden? Ja! Eine Schlechtere? Nein! Hasse ich das Schlechte in

geringerem Grade, liebe ich das Gute weniger, seit ich ihn kenne? Nein, nein!" Freudig hob sie das sinnend gesenkte Haupt und blickte mit glänzenden Blicken um sich. Wie war die Natur ringsum so schön. Ein leiser Hauch fuhr durch die grünen Wipfel der Bäume, über denen sich der Himmel in klarem Blau ausspannte. „Die Sonne leuchtet ja heller," jauchzte es in ihr auf — „die Vögel singen ja süßer, wenn er hier ist. Und sollte das eine Wirkung des Bösen sein?"

Unwillkürlich fiel ihr das kleine, tief empfundene Gedichtchen ein, das er ihr in seinem letzten Brief mitgeschickt hatte. Fast unbewußt kamen die Verse über ihre Lippen:

Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und nichts zu suchen,
Das war mein Sinn.

Im Schatten sah ich
Ein Blümchen stehn,
Wie Sterne leuchtend,
Wie Aeuglein schön.

Ich wollt' es brechen,
Da sagt es fein:
Soll ich zum Welken
Gebrochen sein?

Ich grub's mit allen
Den Würzlein aus,
Zum Garten trug ich's
Am hübschen Haus.

Und pflanzt' es wieder
Am stillen Ort;
Nun zweigt es immer
Und blüht so fort.

„Wie gut, wie zart er ist!" — lächelte sie leise vor sich hin. „Einem Blümchen scheut er sich, wehe zu thun und er sollte gegen Menschen unedel handeln können?" Und dann wieder erschien eine Wolke des Mißmuthes auf ihrer weißen Stirn, als sie der gehässigen Beschuldigungen gedachte, welche der boshafte Amtmann gegen den geliebten Freund ausgesprochen hatte.

Eine helle, lustige Stimme schreckte sie aus ihrem Sinnen empor. Sie fuhr erschrocken zusammen, bestürzt aufblickend. Es war Marie, die sich ihr unbemerkt genähert hatte.

„Ah, Du bist's!" machte sie schnell beruhigt.

Die Schwester hatte neben ihr Platz genommen und umschlang sie liebevoll, ihr besorgt in die trüben Augen blickend.

„So traurig an Deinem Wiegenfeste?" fragte sie.

„Soll man nicht traurig sein," entgegnete Friedrike,

„wenn man den edelsten Menschen verunglimpfen hört?"

In Marie's Blicken malten sich Verwunderung und gespanntes Interesse.

„Den Edelsten? Du meinst Weyland?" Diese Frage war ihr unwillkürlich entschlüpft. Es war ja für sie selbstverständlich, daß es sich nur um den Vetter Fritz handeln konnte, wenn von dem „edelsten Menschen" die Rede war.

„Weyland?" gab Friedrike verwundert zurück. „Nein, ich meine Göthe."

„Ah so, Du meinst Göthe." Der Ton in Marie's Stimme verrieth eine gewisse Enttäuschung. Sogleich aber glitt ein fröhliches Lächeln über ihre munteren Züge und schelmisch fuhr sie fort: „Es scheint also, daß wir Mädchen den für den edelsten Mann halten, den wir lieben."

Es war eine tiefe, ehrliche Bestürzung, die sich in dem plötzlichen Zusammenzucken Friedrike's und in dem erschrockenen Blick ihrer Augen kundgab.

„Du meinst?" kam es zaghaft über ihre Lippen.

„Daß ich Fritz Weyland liebe und Du den Wolfgang Göthe."

Ein Zittern durchlief die zarte Gestalt des jungen Mädchens bei diesen Worten der erfahreneren Schwester.

„Ich liebe den Göthe?" klang es gepreßt aus ihrem Munde. „Liebe ich ihn denn wirklich?"

Sie hatte wohl schon von der Liebe sprechen hören und zuweilen auch davon gelesen, aber sie hatte sich nie eine nur einigermaßen klare Vorstellung von diesem wunderbaren Gefühl machen können und nun sollte sie es selbst empfinden, ohne daß sie es wußte. War das möglich?

Marie hatte sich empor gerichtet und betrachtete die Schwester mit halb verwunderten, halb schelmischen Blicken.

„Ja, Du Närrchen," entgegnete sie lächelnd, „das müßtest Du doch besser wissen, als ich."

In Friedrike's Brust kämpften Freude und Schmerz mit einander. Die Seligkeit, die sie unwillkürlich bei dem Gedanken überkam, daß sie ihn liebe, ihn liebe, wurde schnell wieder verdrängt durch eine peinigende Empfindung mädchenhafter Scham. Daneben quälte sie die Ungewißheit über die Natur der räthselhaften Vorgänge in ihrem Herzen. Das Alles, sowie die Nachwirkungen des eben durchlebten Auftritts mit Schübler regten ihr Herz in seiner Tiefe auf und in Thränen ausbrechend warf sie sich an die Brust der mitfühlenden Schwester.

„Weiß ich denn, was in mir vorgeht!" schluchzte sie. „Manchmal ist mir das Herz so schwer, so schwer, daß ich weinen muß und ich weiß doch nicht warum. Und dann wieder fühle ich mich so leicht, so leicht, daß ich wie ein Vöglein mich in die Lüfte schwingen möchte.

Jedem Menschen, dem ich begegne, möchte ich eine Liebe erweisen, laut auffauchzen muß ich vor Lust und Seligkeit und ich weiß doch nicht warum. Ist das die Liebe?" Mit dieser halb ängstlich, halb schämig gestammelten Frage beschloß sie die Schilderung des eigenthümlichen Gemüthszustandes, in welchem sie sich während der letzten Wochen befunden hatte.

„Ich glaube, daß sie's ist," antwortete Marie lächelnd.

Ein neues Bedenken stieg in Friedrike's Seele auf.

„Aber darf ich ihn denn lieben?" rief sie aus. „Ich, das unbedeutende, kindische Ding, ihn, dessen Geist sich so hoch über dem meinen erhebt, daß mich ein Schwindel ergreift, versuch' ich es, ihm zu folgen?"

Noch ehe Marie auf diese kleinmüthige Frage der Schwester antworten konnte, wurde das trauliche Tête-à-Tête unterbrochen. Christian kam fliegenden Athems herbeigestürzt.

„Schnell, Marie, Friedrike!" rief er schon von Weitem — „so kommt doch schnell herein! Onkel Schöll und Sahler's sind da!" Und eilig, wie er gekommen, lief er wieder davon.

Die Schwestern erhoben sich, um dem Bruder zu folgen.

„Nur nicht verzagt!" tröstete die Aeltere — „es wird noch alles gut werden."

Digitized by Google

V.

Während der Amtmann Schübler in so wenig erfolgreicher Weise um die Hand Friedrike's warb, schritten Weyland und Göthe auf dem wohlbekannten Fußpfad zwischen Drusenheim, wo sie wie gewöhnlich im Gasthof ihre Pferde eingestellt hatten, nach Sesenheim dahin. Bei dem Eingang in das Dorf bogen sie von dem Wege ab und näherten sich an den Gärten entlang von hinten dem Pfarrhause. Es handelte sich um eine Ueberraschung, die Göthe Friedriken zu ihrem Geburtstage bereiten wollte. Jetzt hatten die Freunde den Park erreicht, jetzt standen sie vor der Bank, auf welcher noch wenige Minuten vorher das Schwesternpaar gesessen hatte. Göthe, der in der Rechten einen prächtigen Blumenstrauß trug, legte denselben auf den kleinen, vor der Bank befindlichen Tisch nieder und zog dann einen sorgsam in Papier gehüllten Gegenstand aus der Tasche seines Rockes. Er befreite denselben von der Papierhülse und ein kleines, zierlich gearbeitetes Schild, auf dem die Inschrift „Friedrikensruhe" in goldnen Lettern prangte,

kam zum Vorſchein. Schnell ergriff er den Hammer, welchen er in Druſenheim geliehen und mit dem er den gefälligen Freund beladen hatte, zog ein paar Nägel aus der Weſtentaſche, und begann das Schild an dem Stamm des hinter der Bank ſtehenden Baumes zu befeſtigen.

„War das nicht ein köſtlicher Einfall?“ rief er aus, ſich mit triumphirender Miene an den Freund wendend, nachdem er ſein Werk glücklich vollbracht hatte.

„Eine zarte Aufmerkſamkeit, wie ſie nur einem Verliebten einfallen kann,“ entgegnete Weyland mit leichtem Lächeln.

„Einem Verliebten?“ Göthe blickte einige Minuten ſinnend zu Boden, dann, das leuchtende Auge zum Freunde erhebend und lebhaft mit dem Kopfe ſchüttelnd, rief er aus:

„Nein, Fritz, das iſt nicht das richtige Wort. Nicht verliebt bin ich, ſondern eine tiefe, heilige Liebe empfinde ich dieſem reinen Naturkinde gegenüber. Verliebt war ich in Gretchen, in Anna Schönkopf, in Emilie, aber jetzt zum erſten Mal in meinem Leben liebe ich wahr und wahrhaftig. Ach Fritz, Du kennſt es nicht, dieſes beſeeligende peinigende Gefühl!“

Die letzten Worte hatte er in leidenſchaftlichem Tone ausgerufen, die ſtrahlenden Augen ſchwärmeriſch zum Himmel erhoben. Weyland betrachtete den Freund eine Weile mit ſeinem ruhigen Blick und bemerkte dann trocken:

„Na, da habe ich etwas Schönes angerichtet! Und der Mensch begeht noch die Naivetät, da eine Tafel anzubringen mit der heuchlerischen Inschrift: „Friedrikensruhe!“

Göthe, in dieser Weise von dem prosaischen Freunde unsanft aus seiner Verzückung gerissen, entgegnete etwas ärgerlich:

„Ich finde darin weder Heuchelei noch Naivetät.“

„Nicht?“ erwiderte Weyland lächelnd. „Bist Du denn nicht auf dem besten Wege, Friedrikens Ruhe zu stören?“

Ueber Göthe's freundliche Züge flog ein Schatten von Verstimmung.

„Du kaltblütiger Grübler, bin ich das?“ sagte er mit leisem Spott. „Ich kann nicht prüfen wie Du, nicht klügeln über das, was da kommen wird und was ich am besten thun sollte,“ fuhr er mit ernster, gedankenvoller Miene fort. „Ich fühle nur, daß ihre liebliche Gestalt, ihr anmuthiges Wesen, in dem jede Faser von holdester Natürlichkeit ist, mich mit zauberhafter Kraft an sich fesselt, und daß jeder Versuch, mich aus dem süßen Zauberbann loszureißen, vergeblich sein würde.“

Auch in Weylands Zügen, in denen eben noch lustige Ironie und schelmische Spötterei gelacht hatten, zeigte sich ein Ausdruck von nachdenklichem Ernst, während er einwarf:

„Aber bedenke doch, Wolfgang, wohin das führen soll!“

„Wohin das führen soll?“ rief Göthe leidenschaftlich aus. „Weiß ich es! Ebensowenig, als ich weiß, woher dies Gefühl gekommen ist. Habe ich meinem Herzen geboten, sie zu lieben? Soll ich ihm diese Liebe wehren, ja, kann ich es?“

Weyland trat dicht an den Freund heran, seine Hand auf dessen Arm legend.

„Du sollst, Du kannst es,“ entgegnete er in eindringlichem Tone, und mit einer bei ihm doppelt ungewöhnlichen Wärme fortfahrend, sprach er: „Sieh, Freund, glücklich und zufrieden lebte das harmlose Kind in der Weltabgeschiedenheit ihres Dörfchens. Ihr Streben ging nicht weiter, als nach einer Blume, nach einem Schmetterling. Nun trittst Du in ihr Leben, wirfst den Feuerbrand in ihr Kinderherz und entzündest eine Gluth in ihm, an der es sich verzehren muß. Du wirst Deinen Weg, der Dich zu den Höhen des Lebens führt, weiter wandeln, als sei nichts geschehen. Im Geräusch der Welt, im Ringen nach den höchsten Zielen wirst Du Dich an das Idyll von Sesenheim erinnern, wie der Schiffer zuweilen der freundlichen, kleinen Insel gedenkt, bei der er während seiner Reise durch den weiten Ocean ein paar Tage rastete. Diese Erinnerung wird schwächer und schwächer werden und endlich unter neuen Eindrücken ganz verschwinden. Friedrike aber wird sich mit der ganzen Innigkeit ihres Wesens an dieses Gefühl klammern, sie wird, ist einmal

ihr Herz davon erfüllt, mit dieser Liebe leben und sterben."

„Und was sollte sie hindern," rief Göthe feurig aus, „mich auf meinem Wege zu begleiten, mit mir zu genießen, was mir die Zukunft an Herrlichem und Schönem vielleicht erschließt?"

„Die Verschiedenheit eurer Erziehung," entgegnete der besonnene Freund, „eurer Ansprüche an das Leben und das, was Du selbst für Deine Zukunft planst." Und in der Erregung, die ihn so ungewöhnt ergriffen hatte, unwillkürlich in des Freundes bilderreicher Sprache redend, fuhr er fort: „Glaubst Du, die niedrig über der Erde dahinschwebende, harmlos in den Tag hineinzwitschernde Lerche könne aushalten neben dem kühnen Adler, dessen Flug zu den Sternen geht, der der Sonne nicht weicht? Und zu einer bloßen, zeitvertreibenden Tändelei in müßigen Stunden wird auch Dir Friederiken's Herz zu schade sein."

„Bei allen Musen, das ist es!" bestätigte Göthe in heiligem Ernst. „Ich will mich prüfen, Fritz, und mir Klarheit verschaffen über die Stärke meiner Empfindungen." Er reichte dem Freunde die Hand. „Bis dahin will ich sie, ich verspreche es Dir, nicht ahnen lassen, welche Gefühle ihre Lieblichkeit in mir wachgerufen hat."

„Ich danke Dir, Wolfgang," versetzte Weyland, die ihm gereichte Hand lebhaft drückend. Dann wieder zu

6*

dem ihm natürlichen Ton neckenden Spottes übergehend, setzte er hinzu: „Habe nur gut Acht, Poetlein, daß die gährende Phantasie, die glühende Empfindung nicht mit dem Verstande durchgehen!“

Ein Gewirr lustiger Stimmen ließ sich jetzt vom Garten her vernehmen. Der kleine Christian, den Göthe noch immer scherzend Moses zu nennen pflegte, war der Erste, der die beiden Neuangekommenen erblickte.

„Vetter Fritz und Herr Göthe!“ rief er, sich umwendend, den Nachfolgenden zu.

Tief erröthend blieb Friedrike, die dicht hinter dem Bruder gefolgt war, bei dem plötzlichen Anblick des geliebten Freundes stehen. Göthe, den mitgebrachten Strauß ergreifend, trat schnell an sie heran, ihr die duftenden Blumen mit einigen herzlichen Worten des Glückwunsches darbietend. Auch die Uebrigen hatten nun den Rasenplatz betreten. Es waren außer Marie noch vier junge Leute: die Base Elisabeth Schöll mit ihrem Bruder Maximilian und das Geschwisterpaar Anna und Berthold Sahler, die Kinder des Rathes Sahler in Offenburg. Unter Lachen und Scherzen begrüßte man die beiden Studenten, auch mit Göthe war man schon während der Weihnachtsferien im Pfarrhause zusammengetroffen. Marie's spähende Blicke hatten sofort die an dem Baum befestigte Tafel bemerkt.

„Wie artig, welch ein reizender Einfall!“ rief sie freudig in die Hände klatschend aus, und mit weiblichem Scharfsinn sogleich den Spender errathend, setzte sie hinzu: „Das hat Herr Göthe gethan.“

Alle umringten den Baum, die Tafel betrachtend.

„Das muß man sagen.“ bemerkte Berthold Sahler, ein junger Mann von achtzehn Jahren, mit einem bewundernden Seitenblick auf Göthe — „die Herren Studenten verstehen sich auf die Galanterie.“

„Es könnten sich Andere ein Beispiel daran nehmen,“ warf Elisabeth Schöll hin, während ein allerliebstes, boshaftes Lächeln über das blühende Gesicht des sechszehnjährigen Backfisches huschte. Auch Friedrike war jetzt, von Marie geführt, vor den Baum getreten, die Inschrift auf der Tafel in freudiger Rührung lesend. Dann wandte sie sich zu Göthe um, ihm die Hand reichend, die dieser, ihr mit innigem Blick in die Augen sehend, zärtlich drückte.

„Und der prächtige Strauß!“ plapperte die geschwätzige Marie, die Blumen in der Hand der Schwester bemerkend — „auch von Herrn Göthe?“ Friedrike bejahte mit einem stummen Nicken des Kopfes. Das Herz war ihr so voll, die Anwesenheit der Anderen bedrückte sie, sie wäre mit ihren Gedanken am liebsten allein gewesen.

Marie warf einen Blick voll schalkhafter Bosheit auf den Vetter Fritz.

„Nicht alle Studenten sind so artig!“ rief sie dabei in anzüglichem Tone aus. Weyland, dem nichts so lieb war, als ein Wortgepläukel, besonders wenn die lustige Base Marie seine Gegnerin war, entgegnete sogleich schlagfertig:

„Nicht alle Rosen sind so stachlig!“

Mit einer reizenden Schmollmiene wandte sich Marie von ihm ab und an Göthe herantretend, bat sie: „Schnell, Herr Göthe, machen Sie einen Reim dazu! Zu Blumen gehören auch Verse.“

„Ach ja, einen Vers!“ sekundirten ihr die Uebrigen, sich Alle um Göthe drängend. Auch Friedrike wandte sich an den Freund; den Blick schüchtern zu ihm erhebend, sprach sie leise: „Bitte, bitte!“

„Aber dazu gehört Zeit,“ wandte Göthe ein.

„Bei Dir nicht,“ rief der kleine Christian dazwischen. „Neulich hast Du eine so lange Geschichte erzählt —“

„Die neue Melusine,“ half Friedrike ein, als Christian stockte.

„Ja, ja, das war auch aus dem Stegreif,“ bestätigte Marie.

Göthe hatte wenige Augenblicke sinnend zu Boden geblickt; jetzt erhob er die Augen zu Friedrike und sprach in innigem Tone zu ihr:

Digitized by Google

„Der Strauß, den ich gepflücket,
Grüße Dich viel tausendmal!
Ich habe mich oft gebücket,
Ach, wohl ein tausendmal,
Und ihn an's Herz gedrücket
Wie hunderttausendmal!"

Alle sprachen dem jungen Dichter ihre Anerkennung und Bewunderung aus; Friedrike dankte ihm mit einigen herzlichen Worten. Weyland aber raunte ihm halb spottend, halb warnend in's Ohr: „Du, das ist ein recht kurioser Anfang, Dein Versprechen zu halten."

Im Banne von Friedriken's Lieblichkeit hatte Göthe gar nicht mehr daran gedacht, was er dem Freunde gelobt hatte. Seufzend erkannte er, wie schwer ihm die Durchführung seines Vorhabens werden würde.

Die jungen Leute begannen jetzt darüber zu debattiren, womit man sich unterhalten wollte. Man äußerte sich einstimmig dahin, daß der beste Zeitvertreib entschieden das Tanzen sei. Aber es war kaum drei Uhr, und der Schulmeister, der am Klavier zum Tanz aufspielen sollte, konnte vor vier Uhr nicht erscheinen. Womit sollte man nun bis dahin die Zeit ausfüllen?

„Mit Gesellschaftsspielen," rieth Anna Sahler.

„Natürlich," brummte Weyland vor sich hin, „da giebt es ja Pfänder und Küsse."

„Aber welches Spiel wählen wir?" Diese Frage warf Marie zur allgemeinen Diskutirung auf.

„Wie gefällt dir dein Nachbar," rieth Berthold.

„Ich danke," entgegnete die neben ihm ſtehende Eliſabeth ſchnippiſch.

Maximilian Schöll ſchlug vor: „Der Plumpſack geht herum" zu ſpielen. Dagegen proteſtirte jedoch die zierliche Anna Sahler.

„Wollen Sie mir Ihren Rücken dazu leihen?" meinte ſie, mit ſpöttiſchem Blick die breitſchulterige, herkuliſche Geſtalt des jungen Mannes meſſend.

„Blindekuh!" warf Chriſtian dazwiſchen.

„Das iſt zu dumm," lehnte Marie ab.

Jetzt legte ſich Friedrike in's Mittel, indem ſie vorſchlug, ſich mit dem in Elſaß ſehr beliebten Spiel: „Stirbt der Fuchs, ſo gilt der Balg" zu unterhalten.

Der Vorſchlag fand allſeitigen Beifall. Chriſtian wurde ſogleich in's Haus geſchickt, um die zu dieſem Spiel erforderliche Kerze zu holen. Inzwiſchen lagerte man ſich auf dem grünen Raſen; über die dabei einzuhaltende Reihenfolge einigte man ſich in wunderbarer Schnelligkeit, ohne auch nur ein Wort dabei zu ſprechen. Neben Friedrike kam natürlich Göthe zu ſitzen, dann folgten Marie und Weyland, hierauf Anna Sahler und Maximilian Schöll und endlich Eliſabeth Schöll und Berthold Sahler. Chriſtian kam jetzt mit der bereits brennenden Kerze.

„Der Jüngſte fängt an!" gebot Marie und ſetzte

dann warnend hinzu: „Und hübsch aufpassen, daß das Licht nicht verlischt, sonst kostet's ein Pfand!"

Das Spiel war sehr harmlos und einförmig, die Hauptsache dabei war die, recht viele Pfänder zu erhalten. In dem Auslösen der Pfänder bestand der eigentliche Reiz des ganzen Spiels.

Christian nahm, die brennende Kerze in der Hand, neben Berthold Platz. Das Spiel begann.

„Stirbt der Fuchs," rief Christian aus, die Kerze seinem Nachbar darbietend. Dieser ergriff schnell und geschickt das Licht, dabei den Satz ergänzend: „So gilt der Balg!" Dasselbe Spiel wiederholte sich, während die Kerze von Hand zu Hand wanderte. Jetzt war sie an Göthe gekommen, der unter dem Einfluß der in ihm arbeitenden Gedanken und Gefühle wenig Antheil an dem Spiele genommen hatte. Zerstreut nahm er mit unsicherem Griff die ihm von seiner Nachbarin gebotene Kerze, dabei griff er zu hoch, die Flamme versengte ihm die Hand und mit einem Wehruf ließ er das Licht fallen, das knisternd im Grase verlosch.

„Ein Pfand, Herr Göthe, ein Pfand!" riefen Alle jubelnd; nur Friedrike blickte still und gedankenvoll vor sich hin. Bangte ihr vor dem, was die nächste Minute bringen würde?

Göthe zog bereitwillig einen Ring vom Finger und reichte ihn seiner Nachbarin zur Rechten. Marie hob

das Pfand in die Höhe, ſich mit der üblichen Frage an Eliſabeth Schöll wendend:

„Was ſoll es thun das Pfand,
Das ich hab' in meiner Hand?"

„Polniſch betteln gehn!" lautete der Beſcheid.

Göthe erhob ſich, um dem an ihn gerichteten Verlangen zu entſprechen. Mit einer zierlichen Verbeugung forderte er Marie auf, ihn zu begleiten. Dann trat er Arm in Arm mit ihr vor Weyland hin und recitirte den wohlbekannten Vers:

„Ich bin ein Bettler aus Polen,
Möcht' eine Gabe mir holen:
Für mich ein Stückchen Brod,
Für meine Frau einen Kuß."

Weyland bedachte ſich nicht lange, ſchnell trat er auf die kokett zurückweichende Marie zu, ſchloß ſie in ſeine Arme und drückte einen herzhaften Kuß auf ihre friſchen, ihm halb geöffnet entgegenkommenden Lippen. Nun ſtellte ſich Weyland auf ſeinen Platz zurück. Marie ergriff Göthe's Arm und führte ihn zur Schweſter, denſelben Vers mit einer kleinen Variante ſprechend:

„Ich bin eine Bettlerin aus Polen,
Möcht' eine Gabe mir holen,
Für mich ein Stückchen Brod,
Für meinen Mann einen Kuß."

Eine tiefe Röthe ergoß ſich über Friedrike's Wangen

bis hinauf zur Stirn, mit niedergeſchlagenen Augen und an allen Gliedern zitternd, ſtand ſie da.

Göthe näherte ſich ihr mit glänzenden Blicken, ſchon hatte er die Arme ausgebreitet, ſie zu umfangen, da zuckte plötzlich die Erinnerung an einen vor wenigen Monaten durchlebten Vorgang in ihm auf.

Jäh ließ er die Arme ſinken, haſtig zurücktretend.

„Ich darf es nicht — " murmelte er, — „Lucinde's Fluch —"

Verwundert hatten die Uebrigen Göthe's unerklärliches Benehmen beobachtet.

„Der Kuß, der Kuß!"

„Das gilt nicht!"

„Er muß ſie küſſen!"

„Seit wann fürchtet ſich ein Student vor zwei rothen Mädchenlippen?" Dieſe Ausrufe erfolgten ſchnell hintereinander. Da trat Weyland, der Einzige, der den Freund verſtanden hatte, in die Mitte und mit der erhobenen Hand den Anderen Schweigen gebietend, ſprach er:

„Hört mich an! Ich will Euch das Unglaubliche erklären, warum dem Göthe vor'm Küſſen bangt. Das hat eine beſondere Bewandtniß."

„Eine beſondere Bewandtniß?" ertönte es fragend zurück.

Weyland fuhr fort: „Ja. Und wenn Ihr wollt, will ich's Euch erzählen."

„Ja, ja, erzähle!“ riefen Alle, gespannt auf die Erklärung der befremdenden Zurückhaltung Göthe's, durcheinander.

Weyland hob an:

„Es war bald nach seiner Ankunft in Straßburg, als unser Freund eines Tages die Nothwendigkeit erkannte, seine Kenntnisse in der ebenso schönen, wie schwierigen Kunst des Tanzens vervollkommnen zu müssen. In den ästethischen Zirkeln der Frau Professor Böhme in Leipzig war wenig oder gar keine Gelegenheit zur Uebung in dieser löblichen Kunst geboten worden. In unserm lustigen Straßburg mit seiner noch lustigeren Umgebung ist das etwas Anderes. Da heißt es lustig das Tanzbein schwingen, wenn man nicht ausgelacht und als Bruder Ungeschick verspottet sein will. Unser Wolfgang Göthe zauderte also nicht lange, die nunmehr schwer empfundene Lücke in seinen Fertigkeiten auszufüllen und bei dem bestrenomirten Maître de danse Straßburgs, bei Meister Petitpierre, fleißig Collegia zu hören oder, richtiger gesagt, zu tanzen. Gar bald machte der gelehrige Schüler die erfreulichsten Fortschritte in der Allemande und Française sowohl wie in dem schwierigen Menuett. Kein Wunder, denn die Grazien selber, das heißt Meister Petitpierre's beide holdselige Töchterlein, sekundirten ihrem Vater, und besonders war es Lucinde, die Aeltere, die sich mit allem Eifer der Unterweisung des jungen Studenten

annahm und nicht müde wurde, mit ihm zu walzen."

Weyland hatte die letzten Worte mit einer besondern Betonung gesprochen, Friedrike dabei anblickend, als wolle er sie warnen. Das junge Mädchen hatte, ohne daß sie sich dieser Handlung bewußt war, die Hand gegen die Brust gepreßt und einen leisen Seufzer ausgestoßen.

„Freilich erntete sie damit bei ihrem Schüler wenig Dank," fuhr Weyland in seiner Erzählung fort, „denn der widmete der Jüngeren, der sanften Emilie, weit mehr Aufmerksamkeit, als der dunkeläugigen, feurigen Lucinde. So kam es, daß zwischen den Dreien ein eigenthümliches Verhältniß entstand, das für jeden der Betheiligten nicht ohne Pein war, um so weniger, als Emilie ihr Herz bereits einem abwesenden Freunde geschenkt hatte. Eines Tages kam es zur Katastrophe. Emilie, auf deren Herz die Aufmerksamkeiten des Studenten doch nicht ohne Eindruck geblieben waren, bat unsern Freund, um die Versuchung selbst von sich fern zu halten, seine Lektionen zu beenden, deren er ohnedies nicht mehr benöthige. Was sollte Göthe thun? Er willigte ein und in dem Schmerz der Abschiedsstunde brach die sanfte Emilie ihre bisherige Zurückhaltung zum ersten und letzten Mal und umarmte den beneidenswerthen Jüngling mit der ganzen Inbrunst eines gefühlvollen Herzens."

Digitized by Google

Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit hingen Alle an den Lippen des Erzählers, und besonders waren es Berthold und Maximilian, die ihr lebhaftestes Interesse an den erzählten Ereignissen bekundeten.

„Das lasse ich mir gefallen!“ rief der Erstere schmunzelnd aus.

„Wie hieß doch der Tanzmeister?“ forschte der Andere eifrig.

„Ruhig doch, ruhig!“ riefen die Mädchen, ungehalten über die Störung.

Weyland, den Faden seiner Erzählung wieder aufnehmend, fuhr fort:

„Die Beiden hatten aber nicht bedacht, daß Lucinde, eifersüchtigen Herzens, im Nebenzimmer auf der Lauer stand. Wie eine Furie stürzte sie zwischen die erschreckt Auseinanderfahrenden, umschlang den überraschten Göthe mit beiden Armen, seinen Mund mit einer Fluth brennender Küsse bedeckend. Dann, sich heftig losreißend, rief sie, mit ihren funkelnden Augen und glühenden Wangen wie ein Racheengel dastehend, gellenden Tones eine schreckliche Verwünschung aus: ‚Unglück über Unglück für immer und immer auf diejenige, die nach mir diese Lippen küßt!‘“

Aus Friedrike's Wangen war alles Blut gewichen. Wie Dolchstöße drangen ihr diese Worte in's Herz. Wie wenig hatte gefehlt, daß die Lippen des Freundes ihr schuldloses Haupt dem Verhängniß weihten. Mit

einem innigen Blick sah sie zu ihm hinüber, ihm im Herzen für seine Zurückhaltung Dank sagend. Auch die anderen jungen Mädchen waren bei Anhörung der Verwünschung erschreckt zusammengefahren.

„Entsetzlich!"

„O, mein Gott!"

„Wie schrecklich!"

Mit diesen Ausrufen machten Marie, Anna und Elisabeth ihrem Schrecken Luft.

„Auf unsern Göthe aber," schloß nunmehr der Erzähler seinen Bericht, „machte diese Verwünschung einen so tiefen Eindruck, daß er, ein zweiter Tantalus, seitdem an allen frischen, kußfertigen Lippen vorüberging, ohne auch nur ein einziges Mal der Versuchung zu unterliegen.

„Unglaublich!" warf Berthold skeptisch ein.

Weyland wandte sich, den Einwurf unbeachtet lassend, an die jungen Mädchen.

„Ich hoffe," sagte er, „daß Ihr in Berücksichtigung dieses Fluches, der auf seinen Lippen haftet, ein Einsehen haben und unserm armen Freunde, ihm zum Schmerz und Friedriken zum Heil, das Küssen erlassen werdet "

Marie nahm als Aelteste für sich und die Uebrigen das Wort.

„Unter diesen Umständen freilich," erklärte sie, „aber so ganz ohne Lösegeld kommt er nicht davon. Er soll

uns ein Gedicht deklamiren.“ Auch die anderen jungen Leute zeigten ſich mit dieſer Entſcheidung einverſtanden.

Göthe, der ſich anfangs durch allerlei Zeichen vergebens bemüht hatte, dem indiskreten Freunde Schweigen aufzuerlegen, hatte während der Erzählung etwas abſeits geſtanden, von hier aus unverwandt Friedrike betrachtend. Er trat jetzt in den Kreis der immer noch an der Erde Lagernden zurück und zeigte ſich bereit, dem von Marie geäußerten Wunſche zu willfahren. Aber welches Gedicht ſollte er vortragen? Er ſann einen Augenblick nach. Zufällig kam er mit der einen Hand an eine ſeiner Rocktaſchen. Es kniſterte etwas darin. Aha! Das war das Blatt Papier, auf welches er für Friedrike ſein letztes Lied geſchrieben hatte, das er erſt vor wenigen Tagen auf einem Spaziergange nach Kehl gedichtet hatte, als er ſich durch den Anblick der von der Maiſonne zu neuem Leben erweckten Natur und von den Gedanken an Friedrike zu poetiſchem Schaffen angeregt gefühlt hatte. Das wollte er ihnen deklamiren. Schnell entſchloſſen ſtellte er ſich in die Mitte des Kreiſes und ſprach mit feurigem Schwunge die Verſe des von ihm „Mailied“ betitelten Gedichtes:

„Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüthen
Aus jedem Zweig
Und tauſend Stimmen
Aus dem Geſträuch.

Und Freud' und Wonne
Aus jeder Bruſt,
O Erd', o Sonne!
O Glück, o Luſt!

O Lieb', o Liebe!
So golden ſchön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn!

Du ſegneſt herrlich
Das friſche Feld,
Im Blüthendampfe
Die volle Welt."

Hingeriſſen von den Empfindungen ſeines Herzens und dem Zauber der eigenen Poeſie wandte ſich Göthe gegen Friedrike, als gälten ihr allein ſeine Worte. Mit glühenden Wangen, mit leuchtenden Augen hing ſie unverwandt an ſeinem Munde, ein ſeliges Lächeln auf den Lippen. Vergeſſen war alle mädchenhafte Scheu, vergeſſen die Gegenwart der Anderen, ihn nur ſahen ihre Augen, während ſeine Verſe wie eine glückverheißende Offenbarung in ihrem Ohr erklangen:

„O Mädchen, Mädchen,
Wie lieb' ich Dich!
Wie blickt Dein Auge!
Wie liebst Du mich!

So liebt die Lerche
Gesang und Luft,
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft,

Wie ich Dich liebe
Mit warmem Blut,
Die Du mir Jugend
Und Freud' und Muth

Zu neuen Liedern
Und Tänzen giebst!
Sei ewig glücklich,
Wie Du mich liebst!"

Göthe hatte geendet. Kein lauter Beifallsruf ertönte aus dem Kreise der Zuhörer. Tief ergriffen verharrten sie alle noch eine Weile in lautloser Stille, dann sprangen sie lebhaft empor, umringten den Freund und drückten ihm in stummem Dank herzlich die Hände. Inzwischen war, in der Erregung, die sich Aller bemächtigt hatte, unbemerkt, die Magd des Pfarrhauses auf dem Platze erschienen. Sie näherte sich jetzt Marien und flüsterte ihr einige Worte zu. Die Meldung brachte eine wunderbare Wirkung auf das junge Mäd-

chen hervor. Sogleich veränderte ſich der Ausdruck ihres Geſichtes, auf dem noch ſoeben innige Rührung geſchwebt hatte, und wie ein Jubelruf kam es von ihren Lippen: „Der Schullehrer iſt da! Zum Tanz, zum Tanz!“

„Zum Tanz, zum Tanz!“ ertönte es aus dem Munde der Anderen, die Alle, mit Ausnahme von Friedrike und Göthe, indem ſie ſich einander zuvorzukommen bemühten, in der Richtung nach dem Hauſe eilig davonliefen. Göthe war bei dem erſten der den Raſenplatz begrenzenden Bäume ſtehen geblieben, ſich nach Friedrike umblickend, die immer noch regungslos auf ihrem Platz verharrte, die großen, von Thränen erglänzenden Augen zum Himmel aufgeſchlagen. Jetzt wandte ſie den Blick nach der Richtung des Hauſes zu und ihre beiden Arme in unwillkürlich aufwallendem Verlangen ausſtreckend, wiederholte ſie mit leidenſchaftlicher Innigkeit die Verſe, die ſich tief ihrem Herzen eingeprägt hatten:

„Und Freud' und Wonne
Aus jeder Bruſt,
O Erd', o Sonne!
O Glück, o Luſt!

O Lieb', o Liebe!
So golden ſchön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höh'n! — — —

O Mädchen, Mädchen,
Wie lieb' ich Dich!
Wie blickt Dein Auge!
Wie liebst Du mich!

Ja, ich liebe Dich," rief sie, von dem Sturm der auf sie eindringenden Gefühle unwiderstehlich hingerissen, aus, während Thränen der höchsten Wonne ihren Augen entströmten — „ich liebe Dich von ganzem Herzen, aus tiefster Seele. Mein Herz weitet sich vor Stolz und Glück. O, ich bin so glücklich, so glücklich, und jetzt verstehe ich, was es heißt, vor Freude weinen."

Göthe hatte, unbemerkt von ihr, die Geliebte in steigender Erregung beobachtet. Einer Macht folgend, die stärker als er, alle Bedenken, alle klugen Vorsätze des grüblerischen Verstandes mit elementarer Kraft zurückdrängte, stürzte er jetzt ungestüm hervor. „Friedrike — meine Friedrike!" rief er aus, die Arme nach ihr ausbreitend.

Ein kurzer Aufschrei ertönte, wie ein Echo, aus Friedrike's Munde, ein Aufschrei, in welchem sich zur Hälfte jähes Erschrecken, zur Hälfte seligstes Entzücken ausdrückte. Im nächsten Augenblick ruhte sie an seinem Herzen und widerstandslos, ergeben, als könne es nicht anders sein, ließ sie es geschehen, daß er sie mit zärtlicher Leidenschaft an sich preßte. Vor dem Glücke ihrer Liebe waren die Schatten der Erinnerung und des Aberglaubens dahingewichen, wie des Winters

Fröſte vor den erſten Sonnenſtrahlen des Frühlings. So ſtanden ſie in feſter, gegenſeitiger Umſchlingung, Bruſt an Bruſt, Auge in Auge, und zum erſten Male fanden ſich ihre Lippen in langem, innigem Kuſſe.

Dann blickte Friedrike mit ſeligem Lächeln zu Göthe empor, ihm das Geſtändniß ihrer Liebe mit den Worten zuflüſternd: „Mein Herr — mein Gott!“

VI.

Göthe blieb diesmal längere Zeit, den ganzen Mai hindurch. Friedrike hatte noch an demselben Abend der Mutter ein Bekenntniß von dem, was zwischen ihr und Göthe vorgefallen war, abgelegt. Auch Göthe hatte am anderen Tage mit der trefflichen Frau gesprochen, die dem freudig erröthenden Jüngling erklärte, daß sie voll Vertrauen die Zukunft ihres Kindes ihm anvertraue. Man verabredete, außer den nächsten Familienmitgliedern und Weyland, Niemandem von dem Verlöbnisse zu sagen, bis Göthe sein Examen, das ihm für den August bevorstand, gemacht und mit den Eltern von seiner Liebe gesprochen haben würde. Es waren ungetrübte Tage des reinsten Glückes, die den beiden Liebenden wie im Fluge verstrichen. Mit Friedrike geschah ein förmliches Wunder. Wie unter dem warmen, belebenden Strahl der Sonne die Knospe sich duftend zur Blüthe erschließt, so entfalteten sich die Eigenschaften ihres reichen Gemüths, ihrer empfindungsstarken Seele unter dem Einflusse seiner Liebe täglich glänzender und entzückender. Mit innigster Befriedigung entdeckte Göthe immer neue liebenswerthe Eigen-

schaften an ihr und von ihrer sanften Heiterkeit, von ihrem milden, klaren Wesen ging auch in sein ungestümes, aufbrausendes Herz etwas über. Nie hatte er sich so froh, so ruhig und so mit sich selbst zufrieden gefühlt, als während der herrlichen Maitage, da er Hand in Hand mit Friedrike die Fluren von Sesenheim durchstreifte. Es war ein Idyll, ein reizendes, von Liebe und Poesie umwobenes Idyll, wie es die Phantasie des Dichters nicht schöner ersinnen kann, das sich im Maimonat 1771 im Pfarrhause zu Sesenheim abspielte. —

Am letzten Tage des Mai verließen die beiden Studenten das gastliche Haus, um nach Straßburg und zu den Studien zurückzukehren. Es war beschlossen worden, daß Göthe, um seine Arbeiten nicht zu vernachlässigen, vor dem Examen nicht mehr nach Sesenheim hinauskommen sollte. Aber die Sehnsucht der Herzen war stärker als alle schönen, vom Verstande ausgeklügelten Vorsätze. Eines Abends, im Juni, erschien plötzlich — im Pfarrhause rüstete man sich bereits zur nächtlichen Ruhe — auf schaumbedecktem Pferde der Heißsporn Göthe, der, trotz des Bruches seines Versprechens, von allen jubelnd willkommen geheißen wurde. Im trauten Kreise wurden noch ein paar Stunden fröhlich verplaudert und am anderen Morgen sah die aufgehende Sonne bereits die beiden Glücklichen vereint im Nachtigallenwäldel, die hier an der Stätte, wo sich unter dem Banne einer höheren

Macht ihre Herzen gefunden, den neuen Tag ihrer Liebe begrüßten. Eine Stunde ſpäter ſaß der Student wieder auf geſatteltem Pferde, um zur Pflicht zurückzukehren. Der erneute Trennungsſchmerz wurde der Zurückbleibenden einigermaßen gelindert, als ſie zwei Tage ſpäter ein Liebeszeichen von dem abweſenden Freunde erhielt: einen poetiſchen Epilog zu ſeinem letzten Beſuch. Wer es zu beſchreiben verſtände, von welchen ſeligen, ſtolzen Empfindungen ihr Herz geſchwellt wurde, als ſie die von leidenſchaftlichſter Liebe überfließenden Verſe wieder und wieder überlas!

„Es ſchlug mein Herz: geſchwind zu Pferde!
Es war gethan, faſt eh' gedacht.
Der Abend wiegte ſchon die Erde,
Und an den Bäumen hing die Nacht.
Schon ſtand im Nebelkleid die Eiche
Ein aufgethürmter Rieſe da,
Wo Finſterniß aus dem Geſträuche
Mit hundert ſchwarzen Augen ſah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Dunſt hervor;
Die Winde ſchwangen leiſe Flügel,
Umſauſten ſchauerlich mein Ohr;
Die Nacht ſchuf tauſend Ungeheuer,
Doch friſch und fröhlich war mein Muth;
In meinen Adern, welches Feuer!
In meinem Herzen, welche Gluth!

Dich ſah ich und die milde Freude
Floß von dem ſüßen Blick auf mich;
Ganz war mein Herz an Deiner Seite
Und jeder Athemzug für Dich.
Ein roſenfarbenes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Geſicht,
Und Zärtlichkeit für mich — Ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!

Doch ach, ſchon mit der Morgenſonne
Verengt der Abſchied mir das Herz:
In Deinen Küſſen, welche Wonne!
In deinem Auge, welcher Schmerz!
Ich ging, Du ſtandſt und ſahſt zur Erde
Und ſahſt mir nach mit naſſem Blick;
Und doch — welch Glück, geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!"

Im nächſten Monat überredete Friedrike die Mutter, mit ihr und der Schweſter auf ein paar Tage nach Straßburg zu reiſen. Die Mutter erfüllte gern den Wunſch ihres Lieblings, um ſo mehr, als die ihr dort wohnenden Verwandten ſchon längſt zu einem Beſuche gemahnt hatten. Doch die beiden Liebenden konnten nur wenig Genuß aus dieſem Wiederſehen ziehen, denn man ſah ſich nie allein, ſondern nur in Geſellſchaft ſcharf beobachtender Baſen und Tanten, vor denen ſorgfältig jedes Wort, jede Miene gehütet werden mußte. Und, war es die Folge dieſes Zwanges, oder

war es die Wirkung der ungewohnten, ſtädtiſchen Kleidung, in der er Friedrike zum erſten Mal erblickte, Göthe empfand diesmal in der Nähe der Geliebten nicht das Glück, die Befriedigung, die ihm ſonſt bei jedem Zuſammenſein mit ihr erfüllt hatte. Auch Friedrike's Bruſt ſchwellte ein Seufzer der Erleichterung, als ſie die Mauern der engen, düſteren Stadt wieder im Rücken hatte. Es waren ja nur noch wenige Wochen und der Geliebte kam wieder zu längerem Aufenthalt hinaus nach Seſenheim, wo kein häßlicher Zwang ihr Liebesglück beeinträchtigte. Die Zeit bis dahin füllte Friedrike durch die Lektüre ſeiner Briefe und poetiſchen Arbeiten, ſowie der Bücher, die er ihr allwöchentlich von Straßburg hinausſchickte und durch Träume von ihm und ihrer Liebe aus. Es war an einem der erſten Tage des Auguſt, als ſie an ihrem Lieblingsplatz auf der Bank, über der noch immer das Täfelchen mit der Inſchrift: „Friedrikensruhe“ prangte, in tiefes Sinnen verloren ſaß. Sie hielt eine Schreibfeder in der Hand, vor ihr auf dem kleinen, einfachen Gartentiſchchen lag ein aufgeſchlagenes, zierlich in Sammet gebundenes und mit einem Goldrand verſehenes Buch. Es war ihr Tagebuch und ſie war eben damit beſchäftigt, die Verſäumniſſe der letzten Wochen, in welchen ſie ſich wenig zum Schreiben aufgelegt gefühlt hatte, nachzuholen. Doch auch heute wollte es damit nicht recht vorwärts gehen. Die Hand konnte

mit den sich in ihr überstürzenden Empfindungen nicht gleichen Schritt halten. Entschlossen legte sie endlich den schwerfälligen Gänsekiel nieder.

„Nein, es geht nicht," sprach sie. „Ich kann nicht den ungestümen Pulsschlag meines jubelnden Herzens auf dem starren Papier festhalten." Sie klappte das zierliche Büchelchen zu.

„Ein andermal will ich es dir anvertrauen, du Merkbuch meiner kleinen Erlebnisse," fuhr sie in ihrem Selbstgespräch fort — „was ich im schönen Lenz meiner Liebe gefühlt und gedacht."

Sie lehnte sich sinnend in die Bank zurück, der Flug ihrer Gedanken trug sie den wohlbekannten Weg nach Straßburg.

„Mein armer Wolfgang," murmelte sie vor sich hin, „er steht jetzt vor den gestrengen Professoren und soll auf ihre verzwickten Fragen wohl überlegte Antworten geben. Er darf nicht an seine Friedrike denken, die Empfindungen des Herzens dürfen ihm nicht die Gedanken des Kopfes verwirren. Wie er doch so viel stärker sein muß, als ich schwaches Geschöpf! Ich könnte jetzt keinen gescheidten Gedanken fassen!" Ein sonniges Lächeln glitt über ihre frischen Züge. „Das wäre mir unmöglich. Nur singen möchte ich, den ganzen Tag singen und träumen von ihm." Sie verschränkte die Arme hinter ihrem Kopfe und blickte mit träumerischen Augen hinauf zum Firmament, das sich

Digitized by Google

ſo wolkenlos über ihrem Haupte ausſpannte, ſo wolkenlos, wie der Himmel ihrer Liebe es war. Vor ihrem Geiſte zog noch einmal die Vergangenheit vorüber mit ihren bangen Zweifeln, mit ihrer quälenden Ungewißheit, die ſich dann an jenem denkwürdigen Nachmittag plötzlich in die glücklichſte Gewißheit verwandelt hatte.

„Wie iſt es nur gekommen," ſann ſie, „daß ich ihn ſo lieb habe, ſo lieb? Marie ſagte es mir zuerſt, daß ich ihn liebe. Ich wußte ja nicht, wonach mein Herz ſich ſehnte, warum es ſich ſo wunderlich beklommen fühlte — da kam jener Tag im Mai — mein achtzehnter Geburtstag — da ſprach er ſein herrliches Mailied —." Leiſe wie ein ſanfter Zephirhauch kam es von ihren Lippen:

„O Lieb', o Liebe!
So golden ſchön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höh'n.

O Mädchen, Mädchen,
Wie lieb' ich Dich!
Wie blickt Dein Auge!
Wie liebſt Du mich!

Da fiel es wie ein Blitz in das Dunkel meines Herzens, da wußte ich, daß ich ihn liebe, ihn liebe. Und als er dann plötzlich vor mir ſtand, die Arme nach mir ausgebreitet, da zog es mich mit unwider-

ſtehlicher Gewalt an ſein Herz und hätte ich mein Leben darum verloren, ich konnte nicht anders.“ Sie lächelte halb ſelig, halb ſchämig vor ſich hin: „Er küßte mich — zum erſten Male — und alle Süßigkeiten, alle Freuden des Lebens empfand ich in dieſem einen Kuſſe. Er küßte mich trotz Lucinde's Verwünſchung, aber ich fürchtete mich nicht, ich bin nicht mehr abergläubiſch, ſeit ich weiß, daß er mich liebt. Was könnte mir auch geſchehen, ſo lange ſeine Liebe mich ſchützt?“ Ihre Augen leuchteten freudig auf, aus ihrer Miene ſtrahlte die froheſte Zuverſicht und die ruhige Sicherheit des Beſitzes. Das Gefühl ihrer Liebe war ihr ſo heilig, wie ihre Religion, ihr Vertrauen auf die Unwandelbarkeit von Göthe's Zuneigung ſo ſtark, wie ihr Glaube an die Allmacht Gottes.

„Nein!“ rief ſie, „nicht Unglück, ſondern Glück über Glück auf diejenige, die Göthe liebt!“

Friedrike richtete ſich haſtig empor, es war ihr, als knirſchte der Kies des Weges unter eilig ſich nähernden Schritten. Sie ſprang auf, es ſchimmerte durch die Zweige. Jetzt erkannte ſie die herankommende Geſtalt. Er war es, Göthe war es.

„Wolfgang!“ ertönte es jubelnd von ihren Lippen. Einen Augenblick ſpäter hing ſie an ſeinem Halſe.

„Wie lange habe ich Dich nicht geſehen,“ ſprach ſie mit zärtlichem Vorwurf, nachdem der erſte Freudenſturm der Begrüßungen vorüber war. Göthe ſtrich

ihr liebkosend mit der Hand über das goldig glänzende Haar und blickte ihr tief in die lieben, großen Kinderaugen.

„Und was hat meine Lerche in der ganzen Zeit gethan?" fragte er schelmisch.

Sie schmiegte sich zärtlich an ihn.

„Von Dir gesungen und an Dich gedacht," entgegnete sie.

„Oho, das ist nicht viel," lachte er. „Da war ich doch fleißiger."

Sie blickte ihm mit ängstlicher Spannung in die Augen, während sie fragte:

„Dein Examen —?"

„Ist glücklich bestanden," lautete die froh gegebene Antwort.

Sie klatschte jubelnd in die Hände.

„Wie ich mich freue!" sagte sie und setzte dann neugierig hinzu: „Und Du bist jetzt?"

„Doktor beider Rechte."

„Ah!" machte sie bewundernd. „Und das Studium hat ein Ende?" fragte sie weiter.

„Das der Rechte, Gott sei Dank ja," beschied er mit inniger Befriedigung.

Ein quälender Gedanke stieg jetzt in ihr auf.

„Dann bleibst Du auch nicht länger in Straßburg?" stieß sie zitternd hervor, den Kopf betrübt sinken lassend.

„Nein," entgegnete Göthe. „Mein Vater wünscht, daß ich nach Frankfurt zurückkehre." Er gewahrte ihre traurige Miene. „Aber warum läßt meine Lerche das Köpfchen hängen?" Er richtete ihr Kinn empor. „Du sollst ja mit mir kommen, Lieb, mit mir nach Frankfurt!"

Die innigste Freude erglänzte in ihrem Blick. „Ich?" rief sie mit freudigem Erstaunen. Er umschlang sie mit einem Arm und begann, mit ihr auf dem Rasenplatz auf- und abzugehen.

„Ja," sagte er. „Höre nur, welchen Plan ich entworfen habe! Du weißt, mein Vater ist ein wunderlicher Mann. Sagte ich ihm, daß ich mich gebunden habe, ohne ihn um Rath zu fragen, so würde er von vornherein ein Vorurtheil gegen Dich haben. Wir müssen ihn in die Lage bringen, Dich ohne Voreingenommenheit kennen zu lernen, ohne zu ahnen, daß wir gewagt haben, uns ohne seine vorher eingeholte Erlaubniß zu lieben. Und da habe ich mir nun Folgendes ausgedacht. Du hast mir erzählt, daß Ihr Verwandte in Frankfurt habt —"

„Ja, Onkel Mathias und Tante Bertha," fiel Friedrike eifrig ein. „Sie waren einmal hier bei uns — es sind schon viele Jahre her — aber von uns war noch niemand bei ihnen, obgleich sie uns oft genug zu einem Besuche eingeladen haben."

„Nun also," fuhr Göthe fort — „Du besuchst

Deine Verwandten. Ich ziehe meine Schweſter Cornelia in's Vertrauen, eine ſchickliche Gelegenheit, ihre Bekanntſchaft in optima forma zu machen und Dich bei uns einzuführen, wird ſich leicht finden laſſen. Mein Mütterchen iſt bald gewonnen, aber den Vater, den mußt Du Dir ſelbſt erobern, ich kann Dir nicht dabei helfen."

Sie blickte ihm ängſtlich forſchend in's Geſicht.

„Dein Vater iſt wohl ein ſehr ſtrenger Mann?" fragte ſie in kleinlautem Tone.

„Er zwingt ſich, es zu ſein," entgegnete Göthe und eine düſtere Wolke lagerte auf ſeiner Stirn — „ſofern er es für ſeine Pflicht hält, nicht ſelten den milden Regungen ſeines im Grunde guten Herzens zum Trotz."

„Aber was ſoll ich thun, um ihm zu gefallen?" erkundigte ſie ſich zagend.

Er blickte ihr lächelnd in's Geſicht.

„Das ſoll ich Dir ſagen?" rief er lebhaft aus. „Ebenſo gut könnte ich der Blume rathen wollen, wie ſie es anzufangen hat, ſich mit ihrem Duft, ihrer Blüthenpracht in des Menſchen Herz hineinzuſchmeicheln. Sie blüht und blüht und erfreut uns, ohne es zu wollen, ohne es zu wiſſen, Auge und Sinn." Er umfing mit bewunderndem und liebevollem Blick die zarte, in voller Jugendfriſche prangende Geſtalt. „Sei ſo, wie Du biſt," ſchloß er, „und Du wirſt ihm gefallen, wie Du mich entzückt haſt."

Digitized by Google

Seine Zuversicht auf das Sieghafte ihrer Erscheinung und ihres Wesens vermochte jedoch ihre Bedenken nicht zu heben.

„Und wenn es mir doch nicht gelingt, Deines Vaters Wohlwollen zu erringen?“ warf sie in beginnendem Zweifel ein. Aber in dem ernsten Blick seiner Augen und in dem energischen Ton seiner Stimme drückte sich ein entschlossener Wille aus.

„Dann werden wir auch gegen seinen Willen glücklich werden,“ rief er aus; „denn niemand soll zwischen Dich und mich treten, keine Macht der Erde unsere Herzen von einander reißen.“ In leidenschaftlicher Aufwallung zog er sie an seine Brust. „Du hast mir den Frieden in's Herz gegossen, Deine Liebe hat mich wilden Menschen gebändigt, geläutert und gefestigt. Als mein guter Genius sollst Du mit mir durch das Leben gehen, mein Kleinod, das ich entdeckt im stillen Pfarrhaus zu Sesenheim.“

Sie schmiegte sich mit zärtlicher Hingebung an ihn.

„Mein Wolfgang!“ erzitterte es leise von ihren Lippen. „O wär' ich doch eine Königstochter! Dann würden mich die Deinen mit offnen Armen empfangen. Freilich so — ein armes Dorfpastorstöchterlein — und doch wäre es mir schrecklich, ohne Deines Vaters Segen Dir zu folgen.“

Er versuchte von Neuem, ihre Zweifel zu beschwich-

tigen. Die in ihm gährende Phantaſie trug ihn im Fluge über alle Schwierigkeiten hinweg.

„Du wirſt ihn Dir erringen," ſagte er voll froher Zuverſicht. „Wie könnte er Deinem Liebreiz widerſtehen! Und wenn Du ihn beſiegt, erobert haſt, dann treten wir vor ihn hin: Sieh Vater, das iſt ſie, meine Friedrike, das Röslein aus dem Pfarrgarten von Seſenheim! Meinſt Du nicht auch, daß ſie zu ſchade iſt für den ſtillen Winkel im Elſaß? Ja, mein Junge, wird er ſagen, lockere ſie aus ihrem Erdreich, verpflanze ſie hierher zu uns, damit ſie mit ihrer Anmuth, ihrer Lieblichkeit uns das große, finſtere Haus erhelle. O, Friedrike, wie glücklich werden wir dann ſein!"

Vor ſeiner ſtürmiſchen Begeiſterung, vor ſeinem unerſchütterlichen Vertrauen wichen jetzt auch ihre Zweifel vollſtändig hinweg und ein freudiger Glaube an das Glück der Zukunft erfüllte ihre Seele. Sie lehnte ihr Haupt zärtlich an ſeine Schulter.

„Ja, wie glücklich werden wir dann ſein!" wiederholte ſie innig. „Wie glücklich!"

Er machte ſich jetzt ſanft aus ihren Armen los.

„Und nun laß mich zu Deinen Eltern gehen," ſagte er, „ihre Einwilligung zu Deiner Reiſe zu erbitten."

VII.

Während Göthe und Friedrike ſo die roſigſten Pläne für ihre Zukunft entwarfen, näherte ſich Weyland, der unter einem Vorwand etwas länger in Druſenheim geweilt und gern den ungeduldig drängenden Freund hatte vorauseilen laſſen, dem Nachtigallenwäldel mit langſamen Schritten. Obgleich ihn ſein Herz mit ſehnſüchtigem Verlangen nach dem Pfarrhauſe zog, in welchem ein Mädchen mit friſchen, rothen Wangen, mit ſchelmiſch blitzenden, braunen Augen gar zärtlich ſeiner gedachte, ſo ſetzte er heute jedoch nur zögernd ſeine Füße vorwärts. Denn die Erfüllung einer ſchweren Aufgabe ſtand ihm bei ſeiner Ankunft in Seſenheim bevor und er hatte ſich feſt vorgenommen, nicht eher zu ruhen, als bis er das vollbracht haben würde, was er als ſeine Pflicht erkannte. Mit banger Sorge hatte er die wachſende Liebe Göthe's und Friedrike's wahrgenommen. Sein durchdringender, kühl abwägender Verſtand ſagte ihm, daß das Verlöbniß dieſer Beiden, deren Lebenslage, deren Erziehung, Charakter, Anſprüche und Neigungen grundverſchieden waren, nimmermehr zu einem glücklichen Ende führen

8*

würde. Auf Göthe einzuwirken, hatte er längst aufgegeben, denn er hatte gar bald das Vergebliche eines solchen Verfahrens eingesehen. Nun hatte er vor wenigen Tagen einen Brief von Göthe's Vater erhalten und dieser hatte ihm den Weg vorgezeichnet, auf welchem allein mit Erfolg vorgegangen werden konnte. Entschlossen schritt er mit beflügeltem Schritt dem Platze im Nachtigallenwäldel zu, an welchem er ganz richtig Friedrike vermuthete. Er sagte sich, daß das schwachmüthige Hinausschieben dessen, was zu thun ihm unter allen Umständen oblag, nur geeignet wäre, die Sache selbst noch zu erschweren. Der Anblick, der sich ihm jetzt bot, als er an der Biegung des Weges angelangt war, von welcher aus man den Platz, der im ganzen Verwandten- und Bekanntenkreise nur noch „Friedrikensruhe" genannt wurde, übersehen konnte, veranlaßte ihn, seine Schritte zu hemmen.

Auf der Bank saß die Gesuchte, in den lieblichen Zügen des zarten Gesichts einen unbeschreiblichen Ausdruck stillen, herzinnigsten Glückes, die großen feuchtschimmernden Kinderaugen aufgeschlagen zum wolkenlosen Firmament.

„Wie bin ich stolz und glücklich!" jauchzte sie, die Hände gegen das ungestüm pochende Herz pressend. „Kann denn eine Menschenbrust soviel des Glückes fassen?" Einem plötzlich übermächtig in ihr aufwallenden Impulse nachgebend, warf sie sich auf die Kniee

nieder, mit gefalteten Händen betend: „Lieber Gott, ich danke Dir für meines Wolfgangs Liebe. Ich weiß, daß ich sie nicht verdiene, aber ich will ja alles thun, was ich vermag, ihrer würdig zu werden. Lenke Du mein Herz, daß es ihn nie betrübe, daß es nicht hoffärtig und eitel werde, daß es nie vergesse, wie es diese Liebe als ein unverdientes Geschenk von Dir empfangen."

Weyland fuhr sich hastig über die feucht gewordenen Augen. „Wie glücklich sie ist!" sprach er bei sich. „Und ich soll sie jäh aus ihrem Glücke reißen! — — Doch, ich muß es." Er trat aus seinem Versteck hervor und näherte sich ihr mit entschlossener Miene. Das Geräusch der Schritte schreckte sie jäh empor.

„Du bist's!" rief sie aus, den Vetter erblickend. Sie eilte ihm entgegen und ihm mit freundlicher Gebärde beide Hände zur Begrüßung entgegenstreckend, rief sie aus: „Ach, Fritz, ich bin so glücklich, so glücklich!"

Seine Stirn zog sich in krausen Falten zusammen. „Was ist das menschliche Glück!" entgegnete er düster. „Ein Hauch kann es verjagen in alle Winde, ein Ungefähr es wandeln in sein Gegentheil."

Unberührt von seinem bedeutungsvollen Ernste, lachte sie fast übermüthig: „Nein, nein, heute wirst Du mit all Deiner Schwarzseherei mir nicht mein Glück aus dem Herzen hinweg philosophiren. In

meiner Bruſt iſt eitel Sonnenſchein und Nachtigallengeſang."

Er blickte finſter zu Boden.

„Und doch muß ich Dich erwecken aus Deinem ſüßen Traume," kam es zögernd von ſeinen Lippen.

„Aus meinem Traume?" verſetzte ſie, noch immer vollkommen ahnungslos. „Es iſt kein Traum, Wirklichkeit iſt's, ſchönſte, beglückende Wirklichkeit." Sie blickte ihn fragend an: „Du weißt nicht, welchen Plan Wolfgang entworfen hat —?"

Er wußte gar wohl, worauf ſie mit dieſen Worten anſpielte, denn Göthe hatte ihm während des Herritts von ſeiner Abſicht, Friedrike zu einer Reiſe nach Frankfurt zu bewegen, geſprochen.

„Ich kenne Göthe's Idee," ſagte er — „Du ſollſt mit ihm nach Frankfurt reiſen, Dich in ſeines Vaters Herz hineinſtehlen, bevor Ihr ihm Eure Liebe entdeckt. Zu ſpät! Er weiß alles."

Sie fuhr erſchrocken zurück.

„Er weiß es?" fragte ſie beſtürzt.

„Durch Salzmann, der alles nach Frankfurt berichtet hat, von Wolfgang's Beſuchen in Seſenheim, von Eurer Liebe —"

„O, das war nicht wohlgethan," warf ſie ſchmerzlich ein.

„Er meinte es gut," verſicherte Weyland. „Er wollte Wolfgang's Vater veranlaſſen, auf die Rückkehr

des Sohnes zu bringen, bevor dieser ein entscheidendes Wort zu Dir gesprochen — es hätte Euch Beiden viel Herzeleid erspart."

„Ja," sprach sie, einen ganz anderen Gedankengang verfolgend, „nun wird es schwer sein, den Vater unserer Liebe geneigt zu machen."

„Unmöglich wird es sein."

„Unmöglich?" rief sie betroffen aus. In vollkommener Ahnungslosigkeit von dem, was Weyland von ihr zu verlangen beabsichtigte, legte sie seinen Worten eine ganz andere Deutung unter.

„Nein, Fritz!" versetzte sie, mit flehender Miene zu ihm aufblickend — „diese Hoffnung mußt Du mir nicht rauben. Der Gedanke, daß ich die Ursache sein könnte der Trennung von Vater und Sohn, daß meine Liebe eine Schranke zwischen ihren Herzen errichtet hätte, dieser Gedanke würde immer einen düsteren Schatten auf mein Glück werfen. Nein, die Hoffnung, seines Vaters Zustimmung zu erlangen, ich will sie nicht aufgeben."

„Und doch mußt Du es." Er sprach das in gepreßtem Ton, sie mit aufrichtigem Mitleid betrachtend.

„Ich muß es?" rief sie aus. „Nun, wenn ich es denn wirklich muß, so will ich ihn noch mehr lieben als bisher, wenn das möglich ist. Muß ich ihm dann doch ersetzen, was er durch mich verliert: Vater, Mutter

und Schweſter.“ Es kam ihr gar nicht in den Sinn, daß irgend eine andere Löſung der von Seiten des Vaters ſich erhebenden Schwierigkeit möglich ſei.

Weyland fühlte, daß er an dem ſchwierigſten Theil ſeiner Aufgabe angelangt ſei. Er warf einen forſchenden, von innigſtem Mitgefühl erfüllten Blick auf ihr vor tiefer Bewegung zuckendes Geſicht.

„Wirſt Du das können?“ ſagte er langſam. „Würde es da nicht beſſer ſein —“ das Wort erſtarb ihm im Munde vor dem Blick voll Angſt und Entſetzen, der ihn aus ihrem Auge traf.

„Warum hältſt Du inne? Warum ſiehſt Du mich ſo ſonderbar an?“ Die Worte drangen in jäher Haſt über ihre Lippen. „Mir wird ſo bange bei Deinem Blick. Du verbirgſt mir etwas — etwas Furchtbares!“

Weyland trat dicht an Friedrike heran und ergriff theilnahmsvoll ihre zitternde Hand.

„Faſſe Dich, Friedrike!“ ſprach er und in dem Zittern ſeiner Stimme verrieth es ſich deutlich, welche Pein ihm ſelbſt die Erfüllung ſeiner Aufgabe bereitete. „Du weißt, daß ich Dich immer lieb gehabt habe, wie ein Bruder. Und wenn ich heute an Dich ein Verlangen ſtelle, deſſen Erfüllung Dir im erſten Augenblick bitteren Schmerz bereiten wird, ſo glaube mir, daß ich es nur thue, weil ich in Deinem und Göthe's Intereſſe nicht anders kann.“

Digitized by Google

Eine namenloſe Angſt ergriff ſie. Sie hatte die Empfindung, daß ihr irgend etwas Entſetzliches bevorſtände. Sie entnahm das dem feierlichen Ton, den ſie noch nie in Weyland's Stimme vernommen hatte, den mitleidsvollen Blicken, mit denen er ſie betrachtete. Freilich, daß man ihr zumuthen könnte, ihrer Liebe zu Göthe zu entſagen, das kam ihr noch immer nicht in den Sinn.

„Mein Gott, was verlangſt Du von mir?“ ſtieß ſie bebend hervor.

Weyland ſah, wie ſehr Friedrike litt. Er ſagte ſich, daß der entſcheidende Moment gekommen ſei, ihr alles zu enthüllen. Noch länger ſich in vorbereitenden, unbeſtimmten Andeutungen zu ergehen, wäre eine unnütze, grauſame Verlängerung der ſie verzehrenden Angſt geweſen.

„Man verlangt,“ ſagte er, die Worte haſtig herausſtoßend, „daß Du von Deiner Liebe läſſeſt.“

Sie taumelte, im tiefſten Innern getroffen, ein paar Schritte zurück und ſtarrte den Unglücksboten, der von ihr etwas ſo Unmögliches zu verlangen kam, wie eine übernatürliche Erſcheinung an.

„Ich — von Göthe's Liebe laſſen!“ ſchrie ſie in wildem Schmerze auf. „Nie, nie! Weißt Du denn, wie ich ihn liebe? Nein, Du weißt es nicht, Keiner weiß es, Ihr Alle wißt es nicht.“ Das Ungeheuerliche dieſes Verlangens trieb ihr das Blut ſiedend heiß

zum Kopfe. Jede Faser ihres Herzens, jeder Tropfen ihres Blutes empörte sich gegen diese Zumuthung.

„Aber es soll Euch nicht gelingen," rief sie in heftigster Erregung aus, „mich von seinem Herzen loszureißen. Ich will mich an ihn klammern mit aller Kraft, weiß ich doch, daß bei ihm allein Leben, ohne ihn Tod. Ich von ihm lassen! Eher könnte die Erde ohne Sonne sein, als ich ohne Göthe's Liebe." Die ganze Bedeutung dieser Liebe für ihr Leben trat in voller Klarheit vor ihre Seele und eine unendliche Bitterkeit und Angst erfüllte ihr Herz bei dem Gedanken, daß sie ohne dieselbe leben sollte.

„Ich sollte durch Wald und Feld schweifen," fuhr sie fort, „ohne zu denken, daß er nun bald sich mit mir freuen wird an all dem Herrlichen, das Gott erschaffen! Ich sollte die Blumen brechen und nicht mehr glauben können, daß sie für ihn bestimmt! Ich sollte zur Ruhe gehen und vor dem Einschlafen nicht mehr selig in mich hineinlächeln dürfen: morgen, morgen kehrt er wieder! Wie kalt, wie leer, wie ausgestorben wäre die Welt ohne ihn! Wie in ewiger Nacht würde ich durch das Leben wandeln ohne seine Liebe! Ja, könnte ich denn leben ohne sie? Nein, nein! Ebensogut könntest Du mir sagen, ich solle nicht mehr athmen, als Du verlangst, ich solle ihn nicht mehr lieben. Seine Liebe ist mir alles: Licht, Luft — Leben!"

Die Furcht, Göthe's Liebe zu verlieren, hatte das

ſonſt ſo ſtille Mädchen beredt gemacht; jetzt hielt ſie erſchöpft inne, nach Athem ringend.

Weyland war tief erſchüttert.

„Armes Kind!“ murmelte er. „Wie ſie ihn liebt!“

In Friedrike ſtieg plötzlich der Gedanke auf, daß das Alles vielleicht nur eine Probe geweſen ſei der Tiefe ihrer Empfindungen für Göthe. Es war ja undenkbar, daß man das Ungeheuerliche im Ernſte von ihr verlangen konnte. Sie klammerte ſich mit allem Eifer an dieſen Gedanken und dicht an Weyland herantretend und eine Hand, wie beſchwörend, auf ſeine Schulter legend, ſprach ſie: „Du kannſt das nicht im Ernſte fordern. Du wollteſt mich nur auf die Probe ſtellen. Du wollteſt nur ſehen, wie ſehr ich ihn liebe. Nicht wahr, Fritz? Nun, da Du es weißt, ſage mir, daß es nur eine Probe geweſen, eine grauſame Probe!“

Er wich dem flehend auf ihn gehefteten Blick aus, während er leiſe entgegnete: „Es war mein Ernſt.“ Dann griff er in die Taſche und entnahm derſelben einen ziemlich umfangreichen Brief, den er entfaltete. „So vernimm denn,“ ſagte er zu der ihn angſtvoll beobachtenden Friedrike — „was mir Göthe's Vater ſchreibt!“

Er begann, ihr aus dem Schreiben vorzuleſen, während ſie in marternder Spannung ſeinen Worten folgte: „Sie haben, wie mir Dr. Salzmann mittheilt,

den Anlaß zu der Bekanntſchaft Wolfgang's mit Friedrike Brion gegeben, von Ihnen verlange ich, daß Sie auch die Löſung des Verhältniſſes, das niemals zu einem glücklichen Ende führen kann, in's Werk ſetzen. Oder ſollten Sie glauben können, daß Wolfgang ſich zum Helden eines Schäfer-Idylls eigne? Ich habe meinen Sohn von früheſter Kindheit an ſtudirt, jede Regung ſeines Innern bewacht und belauſcht und ich ſage Ihnen, daß große Gewalten in ſeiner Bruſt ſchlummern, die nur der Berührung mit der Außenwelt bedürfen, um mächtig hervorzuſtrahlen und mit ihrem Glanz die Welt zu erfüllen. Meint das einfache Kind vom Lande, daß ſie ſein großes Herz auszufüllen im Stande ſein wird, glaubt ſie, daß er ſich für alle Zeit in den engen Kreis ihrer kleinen Ideen bannen laſſen wird. Eine Zeit lang mag er ſich angezogen fühlen von dem Zauber ihrer friſchen Natürlichkeit und an ihren naiven Freuden mit Liebe Antheil nehmen. Aber bald wird er ſich auf ſich ſelbſt beſinnen und ſeine Blicke nach den Sternen richten. Und mit Entſetzen wird ſie wahrnehmen, daß ſie ihm nicht folgen kann, daß ſie klein iſt, unendlich klein im Vergleich zu ihm. Er aber wird ihre Liebe als ein Bleigewicht empfinden, welches ihn zurückhält, das höchſte Ziel zu erreichen, das ihm winkt. Und Bitterkeit und Enttäuſchung wird in Beider Herzen einziehen. Und elend werden ſie werden, viel elender, als

ſie ohne einander je werden könnten.“ Ein Stöhnen der tiefſten Qual entrang ſich der Bruſt des unglücklichen jungen Mädchens, und zwiſchen den Fingern ihrer Hände, mit denen ſie das Geſicht verhüllt hatte, rieſelten Thränen bitterſter Verzweiflung hindurch. Auch Weyland mußte einen Augenblick innehalten, um ſeiner Bewegung Herr zu werden. Dann mit der Hand über die ſich ihm trübenden Augen fahrend, nahm er die Lektüre wieder auf:

„Ich weiß, daß ich dem Herzen des armen Kindes, deſſen Geſchick mir in der Seele weh' thut, eine tiefe Wunde ſchlagen werde mit dem, was ich von ihr verlange. Aber die Zukunft meines Sohnes, das Intereſſe der Geſammtheit muß mir höher ſtehen, als das Schickſal dieſes einen Mädchens. In der Erkenntniß deſſen, was ich meiner Vaterpflicht ſchuldig bin, werde ich nie in die Verbindung meines Sohnes mit Friedrike Brion einwilligen. Ja, ich werde, ſollten die Beiden trotzdem eine Verbindung eingehen, von dieſem Augenblick an meine Hand von meinem Sohne abziehen. Er wäre damit auf ſich ſelbſt geſtellt, er wäre in die Nothwendigkeit verſetzt, für das tägliche Brod zu arbeiten und die Kraft ſeines Geiſtes im Kampf um's Daſein abzunützen. Eine Seele wie Wolfgangs Seele, ein Herz wie das ſeine, kann nicht einem Einzelnen angehören, es gehört uns Allen, dem ganzen Vaterlande.“

„Und ich war so glücklich!“ Wie der letzte Seufzer eines Sterbenden drangen diese Worte aus Friedrike's Munde. Weyland zog sanft die Hände von ihrem Gesicht hinweg und versuchte mit tröstenden Worten ihren Schmerz zu besänftigen. Er wußte, daß nichts so sehr die eigenen Leiden vergessen oder doch wenigstens erträglich zu machen geeignet ist, als wenn man die Aufmerksamkeit des Leidenden auf die Schmerzen Anderer und auf die Thatsache hinzulenken sich bemüht, daß auf Erden niemand ohne Bürde.

„Das Leben ist hart,“ sprach er — „und gerade von den Besten fordert es die schwersten Opfer. Was ist das Leben Anderes, als ein beständiger Wechsel: bald Gewinnen, bald Verlieren? Du warst glücklich, Du warst es wenigstens eine zeitlang und Andere sehnen sich vergebens nach einem Augenblicke des Glücks und können ihn nicht erjagen. Ich liebe Deine Schwester Marie innig, von ganzem Herzen, wie nur ein Mensch lieben kann —“

„Und sie liebt Dich wieder.“ So groß war der Edelmuth dieses herrlichen Mädchens, daß sie selbst in ihrem grenzenlosen Schmerze nicht unterlassen konnte, Trost zu spenden, wo sie glaubte, ihn einem Leidenden gewähren zu können.

„Ich weiß es,“ entgegnete Weyland auf die Worte Friedrike's. „Ich weiß es, aber dennoch muß ich meinem Herzen Schweigen gebieten. Warum? Was

ſteht zwiſchen uns und unſerm Glück? Die rauhe Wirklichkeit, die Erforderniſſe des Lebens. Soll ich den Frieden ihrer Seele ſtören, ſoll ich Wünſche in ihrem Buſen erwecken, die ich nicht erfüllen kann, in abſehbarer Zeit nicht? Nein, das wäre gewiſſenlos und auch Göthe hätte beſſer gethan, wenn er auf meine warnende Stimme bei Zeiten gehört und ſeinem Herzen Schweigen auferlegt hätte."

„O ſchelte ihn nicht, nicht ihn!" rief ſie flehend aus.

„Das liegt mir fern," entgegnete Weyland; „denn ich weiß, daß ihn die heißen Empfindungen ſeines ungeſtümen Herzens hinriſſen, vielleicht wider die beſſere Erkenntniß ſeines Verſtandes und nun mußt Du es büßen, Du armes, ſchuldloſes Kind."

Mit von Thränen erſtickter Stimme ſtieß ſie in abgebrochenen Sätzen hervor: „Und wenn ich es könnte — — — wenn ich mich losreißen könnte von ihm — — — wer würde ihn beſtimmen, ſich loszuſagen von mir?"

Weyland raffte alle ſeine Energie zuſammen; denn es galt jetzt, den ſchwierigſten Punkt ſeiner Miſſion zu erledigen.

„Du — kein Anderer als Du wird das können," antwortete er — „und das iſt der Grund, warum ſich Göthe's Vater an mich wendet." Er blickte wieder in den Brief und nachdem er die Stelle, welche er ſuchte, gefunden hatte, fuhr er fort: „Würde ich — ſo ſchreibt

mir Göthe's Vater — in meinen Sohn dringen, ich oder Sie oder irgend ein Anderer seiner Freunde, von seiner Liebe abzulassen, er würde nur um so hartnäckiger an ihr festhalten. Niemals würden wir ihn dahin bringen, sie freiwillig aufzugeben —"

„Nein, niemals!" rief sie aus und ein Blitz freudigen Stolzes leuchtete in den thränenfeuchten Augen auf.

„Deshalb fordere ich von ihr," las Weyland weiter, „von ihr, der Einzigen, die dazu im Stande ist, daß sie selbst einen Anlaß sucht, ihn von sich zu entfernen. Wolfgang wird um so bitterer jede von ihr ihm zugefügte Kränkung empfinden, je tiefer er sie liebt."

Jedes dieser Worte fiel wie ein glühender Tropfen auf die Seele Friedrikes. Sie selbst sollte ihn von sich entfernen! War das denkbar? War ein solches Verlangen noch menschlich? Die Grausamkeit dieser Forderung ließ ihre Erregung, ihren Schmerz bis zur Unerträglichkeit anschwellen.

„Ich ihn kränken!" rief sie außer sich aus. „Ich ihm wehe thun, ich, die ich ihn mehr liebe, als mein Leben! Reißt mir das Herz aus der Brust, tödtet mich auf einmal und laßt mich nicht hundertfach in einer Stunde sterben!"

Die Größe ihrer Verzweiflung ergriff Weyland auf's Tiefste. Durfte er angesichts eines solchen Schmerzes bei seinem Vorhaben beharren? Gab es nicht vielleicht ein anderes Mittel, die unmögliche Verbindung Göthe's

mit Friedrike zu verhindern? Er hatte ſich dieſe Frage in den letzten Tagen ſchon hundertmal vorgelegt, ohne zu einer andern Einſicht zu kommen, als der, daß Göthe's Vater Recht habe, daß nur allein Friedrike dazu die Macht beſäße. Auch jetzt konnte er keinen Ausweg finden. Nein, nein, es gab kein anderes Mittel.

„Es zerſchneidet mir das Herz, Dich ſo klagen zu hören," begann Weyland von Neuem zu Friedrike gewandt. „Und doch würde ich gegen meine beſſere Einſicht ſprechen, mich ſelbſt belügen, ſagte ich Dir nicht, daß das, was Göthe's Vater von Dir verlangt, geſchehen muß. Wolfgangs Streben geht nach den Höhen des Lebens. Nur dort kann er leben, ſchaffen und wirken. Und Du, würdeſt Du dort an Deinem Platze ſein? Hier mit der ländlichen Scenerie im Hintergrunde, zwiſchen den Blumen und Bäumen des Gartens, in Deinem lichten, ländlichen Kleide, mit den flatternden Zöpfen, hier erſcheinſt Du ihm wie eine liebliche, liebenswerthe Fee. Aber erinnerſt Du Dich Deines neulichen Beſuchs in Straßburg, erinnerſt Du Dich, wie froh er, wie froh Du ſelbſt warſt, als Du den ungewohnten, ſtädtiſchen Verhältniſſen wieder den Rücken kehrteſt? Welche Gefühle würden in Göthe's ſtolzer Bruſt wühlen, wenn er täglich, ſtündlich die Bitterkeit dieſer Beobachtung empfinden müßte? Friedrike, es muß ſein!"

„Nein, nein," ſtieß ſie gellend hervor — „ich kann es nicht!"

„Sollte ſich Göthe's Vater in Dir getäuſcht haben," fuhr Weyland fort — „als er ſchrieb: Beſitzt ſie ſo viel Edelmuth, wie ich es hoffe, hoffen muß, ſo wird ſie nicht zurückſchrecken vor der Größe der Aufgabe, die ihrer harrt." Er faltete den Brief, deſſen Schluß er ſoeben vorgeleſen hatte, zuſammen und ſteckte ihn in die Taſche. „Soll ich ihm," ſprach er zu Friedrike — „ihm, der ſo von Dir denkt, ſchreiben: Nein, Sie haben Friedrike überſchätzt, ſie beſitzt nicht dieſen Edelmuth — ſie iſt kleinmüthig und verzagt, ihr Herz iſt ſchwach. Was kümmert es Friedrike, ob die Nation, ob die ganze Welt unerſetzliche Schätze des Geiſtes verliert, ſie klammert ſich an ihn mit der ganzen Zähigkeit ihres eigennützigen Gefühls. Soll ich ihm das ſchreiben?"

Weyland wußte wohl, was er that, als er an den Edelmuth Friedrike's appellirte. Es war ein qualvoller Kampf, der ſich jetzt in des jungen Mädchens Herzen entſpann. Wenn wirklich Wolfgangs Verbindung mit ihr dieſe Folgen nach ſich ziehen würde, wie ſie ſein Vater und Weyland vorausſagten, durfte ſie dann aus Eigennutz an ihrer Liebe feſthalten, nur weil ſie zu ſchwach war, an ein Leben ohne den Sonnenglanz von Göthe's Liebe zu denken? Und wenn es, wie ſein Vater in ſeinem Briefe angedeutet hatte, eines Tages dahin

kommen könnte, daß Wolfgang ihre Liebe als eine Laſt empfände, daß er zu der Einſicht käme, ſie habe ihn von der Erreichung der höchſten Ziele ſeines Dichterberufes zurückgehalten, würde dann das Leben an ſeiner Seite nicht tauſendmal martervoller für ſie ſein, als ein langſames Sterben fern von ihm? War es unter dieſen Umſtänden nicht beſſer, nicht ſchöner, das Glück ihres Lebens dem ſeinen zu opfern? Machte ſie ſich nicht dadurch ſeiner Liebe erſt recht würdig? Ja, lieber entſagen, lieber ſterben, als ein Hinderniß ſein in ſeinem Wege zur Vollendung. „Nein, das wirſt Du ihm nicht ſagen," ſtöhnte ſie im tiefſten Schmerze auf. „Schreibe ihm: Sie haben ſich nicht getäuſcht in Friedrike; ſie wird daran ſterben — aber ſie wird vollbringen, was Sie von ihr forderten."

Weyland drückte ihr ſtürmiſch die Hand.

„Ich wußte es," rief er aus. „Muth, Friedrike, Muth! Es iſt bald vorüber und, glaube mir, das Bewußtſein, daß Du in hochherziger Selbſtverleugnung Deine Liebe opferteſt ihm ſelbſt und uns Allen zum wahren Heil, wird Dich mit der Zeit das überwinden laſſen, was Dir heute unerträglich erſcheint. Ich gehe jetzt, Deine Mutter in Kenntniß zu ſetzen von dem, was geſchehen wird, was geſchehen muß." Er ging in der Richtung des Hauſes, doch nicht auf dem direkten Wege, auf welchem Göthe jeden Augenblick zurückkommen konnte, eilig davon. Friedrike ſank erſchöpft

auf die Bank nieder, mit wirren Blicken vor sich hinstarrend. Da zuckte sie plötzlich schmerzhaft zusammen; sie hatte ein Geräusch vernommen.

„Kommt er schon?“ schrie es schmerzlich in ihr auf — „ist der Augenblick da?“ Doch es war nur ein Vogel gewesen, der von einem der Bäume aufgeflogen war. Ein Seufzer entrang sich der gequälten Brust.

„Noch nicht!“ murmelte sie. „Ich habe noch eine Frist; noch besitze ich seine Liebe, sein ganzes, großes Herz!“ Und wieder kam der Schmerz, der bittere, überwältigende Schmerz des Kampfes, den sie eben durchkämpft, in seiner ganzen Größe über sie.

„Und ich soll es hingeben,“ stöhnte sie qualvoll auf, „freiwillig hingeben? Seine Liebe, seine beseligende Liebe von mir stoßen — sein Herz, sein goldenes Herz verwunden?“ Jetzt ließen sich schnelle Schritte vernehmen. Friedrike sprang empor, am ganzen Körper zitternd; krampfhaft umfaßte sie mit der Rechten die Lehne der Bank. „Er naht!“ hauchte sie, die andere Hand auf das ungestüm pochende Herz pressend. „Ruhig, ruhig! Noch eine Weile halte aus, du armes Herz!“

Göthe kam mit leuchtenden Augen und glücklichem Lächeln herangestürmt. Schon von Weitem rief er ihr entgegen:

„Es ist gelungen, Deine Eltern willigen ein, Du gehst nach Frankfurt mit mir! Anfangs bäumte sich das weibliche Selbstgefühl in Deiner Mutter auf:

Meine Friedrike, mein Augapfel, mein Stolz — gleichsam durch eine Hinterpforte soll sie sich in das Haus Ihrer Eltern schleichen? Nein, nimmermehr! Ich aber umfaßte sie schmeichelnd: Lieb Mütterchen, es geschieht ja doch in ihrem, in Friedrike's Interesse! Sie ließ sich besänftigen und gab schließlich ihre Zustimmung zu meinem Plan. Und nun, Friedrike, nun dürfen wir glücklich sein — glücklich!"

Er war dicht an sie herangetreten und wollte sie eben mit seinen Armen umschlingen. Da bemerkte er ihre verstörte Miene, den herben Zug um ihren Mund und den Blick der Resignation in ihren Augen.

„Was hast Du?" rief er verwundert aus, den ausgestreckten Arm unwillkürlich fallen lassend. „Wie seltsam hast Du Dich verändert, seit ich Dich verließ? Vorhin ganz Glück, ganz Freude und jetzt —?"

Sie wandte ihr Gesicht von ihm ab.

„Wolfgang!" stieß sie mühsam nach Fassung ringend hervor — „ich habe es mir bedacht — Dein Plan ist nicht gut — er gefällt mir nicht — —" Wäre plötzlich ein Blitz aus dem blauen, wolkenlosen Himmel herabgefahren, Göthe hätte nicht mehr erschrecken können, als er es jetzt vor diesen unerwarteten Worten that.

„Was sagst Du da?" rief er, ein paar Schritte zurücktaumelnd, aus. „Mein Plan gefällt Dir nicht — jetzt auf einmal nicht?"

Ohne ihn anzusehen, erwiderte sie:

Digitized by Google

„Die Mutter hat Recht. Auch in mir wehrt sich alles Selbstgefühl meiner Seele, aller Stolz meines Herzens dagegen.“

Dieser überraschende Widerstand, der zu ihrem sonstigen milden und nachgiebigen Wesen, zu ihrem ihm stets bewiesenen, hingebungsvollen Vertrauen in so grellem Contrast stand, erfüllten ihn mit tiefer Bitterkeit. Er hatte alles so schön ausgedacht und er war, nach Ueberwindung des Widerstandes ihrer Mutter, des Gelingens seines Planes schon so sicher gewesen, und nun war alles wieder in Frage gestellt in Folge einer unberechenbaren Laune Friedrike's.

„So ist Dein Stolz größer, als Deine Liebe?“ entgegnete er mit zuckenden Lippen. „Aber ist es denn Stolz? Nein, Eitelkeit ist es, erbärmliche Eitelkeit! Verdient mein Vater nicht, daß man liebevoll seine Schwäche schont? Verdiene ich nicht, daß man mir zu Liebe seinem Stolze ein Opfer abringt?“ Die Röthe des Zornes stieg ihm in die Wangen.

Sie drängte mit übermenschlicher Anstrengung die in ihr aufsteigenden Thränen zurück und mit vor Aufregung heiser und fast rauh klingender Stimme entgegnete sie:

„Wenn Du nicht offen um mich zu werben Dich getraust, wenn Du von mir verlangst, daß ich eine Comödie aufführen soll, um mir das Haus Deiner Eltern zu erschließen, so —“ Sie athmete hastig und

ſchwer. Sollte ſie es ausſprechen das Wort, das ihn für immer von ihr entfernen mußte?

„Nun — ſo?“ rief er in fieberhafter Spannung aus, als ſie ſtockte.

Sie ſtieß das Folgende in jäher Haſt heraus:

„So iſt es beſſer, ich betrete es nie.“

Seine hohe Geſtalt erzitterte, alles Blut wich für einige Augenblicke aus ſeinen Wangen und drängte ſich ihm zum Herzen.

„Nie!“ ſchrie er auf. „Narrt mich denn ein Traum? Biſt Du es, Friedrike, die mir das ſagt?“ Er unterdrückte mit gewaltiger Anſtrengung den in ihm aufſteigenden Zorn.

„Doch ich will ruhig ſein,“ fuhr er fort — „ich will alle Bitterkeiten, die mir angeſichts Deines Wankelmuthes auf die Zunge treten wollen, zurückdrängen. Noch vor einer halben Stunde ganz Hingebung und jetzt kalt, trotzig, herzlos!“

Er näherte ſich ihr wieder und erfaßte ihre Hand.

„Nein, es iſt nicht möglich,“ rief er bittend aus. „Es iſt nur eine vorübergehende, kindiſche Laune. Beſinne Dich auf Dich ſelbſt.“ Er warf ſich auf die Knie nieder. „Hier auf meinen Knieen beſchwöre ich Dich, Friedrike, bringe mir dies eine kleine Opfer. Ich will es Dir ewig danken, Dir lohnen mit dem ganzen reichen Schatze meiner Liebe. Zertrümmere nicht in kindiſchem Trotze Dein, mein Glück!“

Digitized by Google

Was Friedrike in dieſem Augenblick litt, kann mit Worten nicht beſchrieben werden. Und ſo oft ſie ſpäter, nach Jahren, an dieſe Scene zurückdachte, fühlte ſie ſich jedesmal von einem kalten Schauder ergriffen und unbegreiflich blieb es ihr immer, daß der Schmerz dieſer Minute ſie nicht getödtet hatte. Wie flog ihm ihr Herz, alle Empfindungen ihrer Seele entgegen. Und dennoch mußte ſie kalt erſcheinen, kalt und herzlos. Mit krampfhaftem Griff hielt ſie ſich an der Lehne der Bank aufrecht und mit verzweiflungsvollem Blick zum Himmel aufblickend, als erwarte ſie von dort Hilfe in dem ſchwerſten Kampfe ihres Lebens, entgegnete ſie mit mühſam erheuchelter Härte:

„Nein, nein, ich kann, ich will es nicht.“

„Friedrike!“ bat er noch einmal mit flehender Stimme.

Sie fühlte, daß ſie die unerträglich martervolle Scene beenden müſſe, wolle ſie nicht den auf ſie einſtürmenden Gefühlen erliegen.

„Nein! Laß mich!“ ſtieß ſie mit dem letzten Aufgebot ihrer Kraft hervor, ihm mit nervöſem Ruck ihre Hand entreißend.

Göthe ſprang haſtig empor. Er fühlte ſich auf's Tiefſte beleidigt und Scham und Entrüſtung trieb ihm das Blut heiß zum Kopf.

„Und wenn mein Vater ſelbſt jetzt käme, Deine Hand in die meine zu legen,“ rief er mit zornig

vibrirender Stimme aus, „ich ſtieße ſie zurück, wie Du mich ſoeben zurückgeſtoßen haſt. Du biſt nicht die Friedrike, die ich geliebt, Du biſt es nicht mehr.“ Der Ton ſeiner Stimme nahm eine weiche Färbung an. „Sie war mild und ſanft, wie ein Kind nachgiebig und zutraulich. So war ſie: meine Friedrike, ſo lebt ſie in meinem Herzen. Du biſt es nicht: Du biſt ein fühllos, eitel wankelmüthig Ding, Dich mag ich nicht, Dich liebe ich nicht. Fort, fort von hier, wo man meine Hand trotzig von ſich ſtößt, mein Herz voll Liebe mit Füßen tritt. Fort, fort!“ Ohne ſich noch einmal umzublicken, ſtürzte er in höchſter Erregung davon.

Friedrike ſah mit einem Blick hoffnungsloſeſter Verzweiflung nach oben.

„Es iſt vollbracht!“ kam es in leiſem Hauche von ihren Lippen. Dann ließ ſie das Haupt herabſinken und einige Minuten hindurch verharrte ſie regungslos, erſchöpft von der übermäßigen Erregung der letzten Stunde. Plötzlich aber kehrte ihr das Bewußtſein ihres Verluſtes in ſeinem ganzen Umfange zurück, der Schmerz wallte ungeſtüm in ihr auf und in heiß emporflammender Sehnſucht nach ihm rief ſie, beide Arme nach der Richtung, in der Göthe eben verſchwunden war, ausſtreckend: „Wolfgang! Ich liebe Dich ja, unendlich liebe ich Dich.“ In wilder Verzweiflung rang ſie die Hände. „Ich habe Dir ſo wehe gethan, ſo wehe. Verzeihe mir! Sie ſagen ja, es

Digitized by Google

müſſe ſein. O komm', komm' zurück! Ich glaube ihnen nicht mehr, ich will ja alles thun, wie Du es willſt."

In athemloſer Spannung lauſchte ſie in den Park hinein.

„Zu ſpät!" klagte ſie in herzzerſchneidendem Weh'.

„Er iſt fort — fort! Und nie wieder werde ich ihn ſehen, nie — nie! Hier ſtand er — noch vor einer Minute — und da knieete er, er, mein Wolfgang, mein Abgott vor mir!" In überwallendem Schmerz warf ſie ſich auf den Boden nieder und berührte die Stelle, wo er noch vor wenigen Minuten geſtanden, mit ihren Lippen. Nun richtete ſie ſich mühſam auf. Und plötzlich ſtieg die Erinnerung an all das unbeſchreibliche Glück, an alle Wonnen der letzten Wochen in ihr empor. Das Alles ſollte dahin ſein — für immer dahin?

Sie fuhr mit der Hand über ihre fieberheiße Stirn.

„Vielleicht war es nur ein Traum," murmelte ſie vor ſich hin — „ein böſer Traum." Und ſich verzweiflungsvoll an dieſen Gedanken klammernd, ſchrie ſie in erſchütternden Tönen zum Himmel empor: „Mein Gott, mein Gott, laß mich erwachen!" Aus ihren irren Blicken leuchtete das beginnende Fieber. Doch ſchon nach wenigen Augenblicken ſchien ihr das Verſtändniß der Situation zurückzukommen.

„Nein, nein!" murmelte ſie, nach der Bank taſtend. „Hier iſt die Bank — hier der Baum —" mit zittern-

der Hand griff sie nach der Tafel, die Göthe an dem glücklichsten Tage ihres Lebens hier befestigt hatte — „und hier die Tafel!“ Es war ein bitteres, schneidendes Lachen, das jetzt aus ihrem Munde erklang: „Friedrikensruhe!“ Sie tastete nach ihren Augen, die keine Thränen hatten.

„Meine Augen sind heiß und trocken,“ sprach sie, „keine Thräne! Nein, nein, ich will nicht weinen. Mein Schmerz ist zu groß, zu ungeheuer groß, als daß er sich durch Thränen mildern ließe. Ich bin müde“ — fuhr sie mit schwacher Stimme fort — „todtmüde, ich will zur Ruhe gehen.“ Nur wenige Schritte hatte sie wankend in der Richtung nach dem Pfarrhause zurückgelegt, als von der andern Seite her der würdige Pfarrer in ungewöhnlicher Eile und mit allen Anzeichen einer starken Erregung auf dem Rasenplatz erschien.

„Friedrike!“ rief er aus, die Tochter erblickend — „um Himmelswillen, was ist geschehen? Soeben stürzt Göthe mit fliegendem Haar, mit glühenden Augen an mir vorbei. Was ist Ihnen? rufe ich ihn an. Lassen Sie mich! stammelt er zurück. Lassen Sie mich! Alles ist aus — alles!“ Ein Zug unendlichen Weh's trat in dem nervös zuckenden Gesicht des unglücklichen jungen Mädchens hervor und mit irren Blicken in die Luft starrend, sprach sie mit so leiser Stimme, daß der erstaunt aufhorchende Pfarrer die Worte kaum verstehen

konnte: „Ja, es ist alles aus. Die Sonne leuchtet nicht mehr am Himmel, die Blumen blühen nicht mehr im Garten, die Lerche singt nicht mehr im Felde. Es ist alles, alles aus.“

In diesem Augenblicke kam auf dem vom Garten herführenden Wege mit eiligen Schritten die Pfarrerin, gefolgt von Weyland und Marie, heran. Weyland hatte ihr alles erzählt, von dem Briefe, den Göthe's Vater an ihn geschrieben und von dem heldenmüthigen Entschlusse Friedrike's, den geliebten Freund mit eigner Hand von sich zu stoßen. Schon von Weitem breitete die tief bewegte Frau die Arme gegen ihren unglücklichen Liebling aus.

„Mein Kind — mein armes Kind!“ stieß sie weinend hervor.

Bei dem Anblick der geliebten Mutter ging in Friedrike's Gesicht eine wunderbare Veränderung vor. Der starre Ausdruck wich vollkommen daraus, die Augen füllten sich mit Thränen und in ein erschütterndes Schluchzen ausbrechend, warf sie sich der Herankommenden an die Brust.

„Mutter, meine Mutter!“ schrie sie auf und in diesem einen Schrei drückte sich der ganze Schmerz, alle Noth ihres todtwunden Herzens aus.

VIII.

Acht Jahre ſind ſeit jener für Friedrike Brion's Leben ſo bedeutungsſchweren Stunde dahingegangen. In dem Pfarrhauſe zu Seſenheim hat ſich wenig verändert. Der Pfarrer raucht ſeine Pfeife, geht in Garten und Park ſpazieren und brütet über der Sonntagspredigt, wie in früheren Jahren, die Frau Pfarrerin ſchaltet und waltet mit demſelben ruhigen, milden Weſen und Marie iſt noch immer heiter und guter Dinge, wie einſt. Auch Garten und Park haben dasſelbe Ausſehen, wie damals, als noch der Liebling des Pfarrhauſes am Arme des luſtigen Straßburger Studenten auf Stegen und Wegen dahinſchritt. Ueber der Bank auf dem Raſenplatz befindet ſich noch die Tafel mit der Inſchrift „Friedrikensruhe" und auf der Bank ſelbſt ſitzt an ſo ſchönen Tagen, wie der 25. September 1779 einer war, wie ehedem, eine zarte, ſchlanke Mädchengeſtalt. Freilich in dem Innern ſowohl, wie in dem Aeußern der „Roſe von Seſenheim", von der dieſer Platz ſeinen Namen hatte, hat ſich gar Mancherlei verändert. Die großen, blauen Augen blicken nicht mehr froh und hell in den Tag hinein, ſondern

ſtarren trüb und mit dem Ausdruck hoffnungsloſer Reſignation vor ſich hin. Von den Wangen iſt die Rundung und die friſche Farbe gewichen und die Haltung der Sitzenden iſt nicht mehr ſtraff und elaſtiſch, ſondern müde und gebrochen. Sie hält ein aufgeſchlagenes Buch in der Hand, auf deſſen Titelblatt die Worte: Clavigo, ein Trauerſpiel von Wolfgang Göthe — ſtehen. Ihr Auge verweilt auf der zweiten Scene des erſten Aktes. Sie hat die Stelle wohl ſchon hundertmal geleſen: „Ich will ſtille ſein; ja, ich will nicht weinen. Mich dünkt auch, ich hätte keine Thränen mehr. Und warum Thränen? Denn im Grunde, worüber beklag' ich mich? Ich habe viel Freude gehabt. Clavigo's Liebe hat mir viel Freude gemacht, vielleicht mehr, als ihm die meinige. Und nun — was iſt's nun weiter? Was iſt an mir gelegen, an einem Mädchen gelegen, ob ihm das Herz bricht, ob es ſich verzehrt und ſein armes, junges Leben ausquält?"

Sie ließ das Buch herabſinken und ihr Auge blickte ſinnend darüber hinweg.

„Ob wohl mein Bild vor ſeiner Seele ſchwebte, als er dieſe Worte niederſchrieb?" ſprach ſie leiſe vor ſich hin. „Gewiß! Denn iſt Marie's Geſchick nicht ganz das meine? Ueber ihre Liebe hinweg führte Clavigo's Weg zu Rang und Anſehen, wie über die meinige Göthe's zu Ruhm und Ehre." Gedankenvoll ließ ſie das Haupt auf die Bruſt herabſinken. Die

Vergangenheit mit ihren Schmerzen, ihren qualvollen Kämpfen lebte wieder in ihr auf. Ein schwerer Seufzer entrang sich ihrer Brust.

„Acht Jahre sind es nun," sprach sie bei sich selbst, „daß er zum letzten Mal hier vor mir stand. Was habe ich nicht gelitten in der langen, langen Zeit! Im Anfang war es mir, als müßte mich der Schmerz, der übergroße Schmerz erwürgen, als müßte ich, um nicht daran zu ersticken, hinausschreien in alle Welt: was man mir angethan, welch' Opfer man mir auf- auferlegt. Lange Zeit hörte ich nichts von ihm — mein Herz begann sich an sein Leid zu gewöhnen: ein dumpfes Dahinbrüten war mein Leben, ohne Wunsch, ohne Erregung — eine lange, einförmige Kette von grauen Tagen. Da erschien sein Götz von Berlichingen. Ein Schrei der Bewunderung ging durch ganz Deutschland. Welch' eine Kraft! Welch' ein titanenhafter Drang nach Freiheit und Natur! Der Name Wolfgang Göthe war auf aller Lippen. Da wallte es wieder heiß und siedend mir zu Kopf und Herzen. Er, der so Herrliches geschaffen, der Aller Herzen schwellen machte vor Entzücken und Bewunderung, er war mein gewesen, mein — mein! Mir hatte sein Herz gehört, das er jetzt allen hingab. — — Da hab' ich ihn zum andern Mal verloren."

Sie hatte die letzten Worte mit dumpfer, fast tonloser Stimme gesprochen und ihre Gestalt war kraftlos

in sich zusammengesunken. So verharrte sie eine Weile grübelnd und sinnend. Plötzlich richtete sie sich straff empor und ihre Augen begannen fast freudig aufzuleuchten.

„Und wieder verging Jahr um Jahr. Andere herrliche Werke schenkte sein Genius der Welt, die, wie jenes, ihm Ruhm erwarben, Ruhm und Freunde. Aber das Gefühl, mit dem ich jetzt seiner Triumphe Zeugin wurde, war ein anderes geworden. Nicht mehr Schmerz erfüllte mich, nicht Verzweiflung, sondern Stolz und ein edles Selbstgefühl. Mein armes Herz hatte nicht umsonst geblutet: mit jeder Thräne, die ich um ihn geweint, mit jedem Seufzer, der sich mir vom qualvoll aufstöhnenden Herzen losgerungen, habe ich ihn geweiht zum Dichter seines Volkes. Ich bin nicht mehr arm und bejammernswerth, mein Leben hat einen Zweck gehabt, einen großen Zweck, der mich über mich selbst erhebt. Und nichts hätte ich mehr zu wünschen, als ihn noch einmal zu sehen, von ihm zu hören, daß er mir verziehen, daß er meiner nicht mehr in Haß und Groll gedenkt. Dann würde meine Seele Frieden haben, vollen Frieden."

Jetzt zog sie aus der Tasche ihres dunklen, schmucklosen Kleides ein kleines, zierlich gebundenes Büchlein hervor. Sie legte es auf den Tisch vor sich hin.

„Komm' her, Du Gedenkbüchlein meiner Wonnen, meiner Schmerzen," sprach sie — „laß mich noch ein-

mal in der Erinnerung durchleben, was ich genoſſen, was ich gelitten.“ Sie begann ſich in die Lektüre ihrer Tagebuch-Aufzeichnungen zu vertiefen und ein mattes Roth färbte unter dem Eindruck des Geleſenen die blaſſen Wangen. Da ließen ſich leichte, elaſtiſche Schritte vernehmen und vom Garten her näherte ſich unter Lachen und Scherzen Hand in Hand ein junges, fröhliches Paar. Weyland war es und Marie. Aus Beider Augen blitzte noch immer der luſtige Schalk und die inzwiſchen über ſie dahingegangenen Jahre hatten nur wenig Spuren auf den friſchen Geſichtern zurückgelaſſen.

Friedrike war bei dem Geräuſch ihrer Schritte aufgeſtanden und ihnen entgegen gegangen.

„Liebe Friedrike,“ begann Weyland — „Du ſiehſt in uns zwei Glückliche, die nach dem Segen der Eltern auch Deinen ſchweſterlichen Glückwunſch zu erbitten kommen.“

Friedrike umarmte die Schweſter und drückte dem Sprechenden herzlich die Hand. Die Nachricht überraſchte ſie nicht ſonderlich.

„Ihr verdient Euer Glück redlich,“ ſprach ſie. „Lange genug habt ihr Euch danach ſehnen müſſen.“

„O, wie könnte ich mich beklagen!“ lachte Weyland heiter. „Vierzehn Jahre diente Jakob um Rahel, ich nur die halbe Zeit um Marie. Eine harte Zeit war's freilich,“ fuhr er etwas ernſter fort — „als ich vor

sieben Jahren die Universität verließ, um mir eine Praxis zu gründen. Die Menschen waren damals merkwürdig gesund und je gesünder sie waren, desto kränker wurde ich —" er deutete mit tragikomischer Miene auf sein Herz — „hier! Ich war oft mein einziger Patient und der zahlte nicht. Nach und nach wurde es zwar besser, aber um mir einen so kostspieligen Luxusgegenstand anzuschaffen, wie eine Frau es ist, dazu wollte es immer noch nicht ausreichen. Heute nach siebenjährigem Langen und Bangen in schwebender Pein — wie unser Freund Göthe in seiner neuesten Dichtung sagt — habe ich endlich das erlangt, wonach ich so lange Zeit strebte: eine große Praxis und eine kleine Frau." Er umfaßte die glückstrahlend zu ihm aufschauende Braut mit beiden Armen und drückte einen herzlichen Kuß auf ihre schwellenden Lippen.

In Friedrike stieg bei Betrachtung des Glückes der beiden Liebenden die Erinnerung an die eigene, selige, unvergeßliche Liebeszeit auf und eine heiße Thräne rollte langsam über ihre Wange. Marie, den Schmerz Friedrike's gewahrend und dessen Ursache errathend, machte sich schnell aus Weyland's Armen los und trat an die Schwester heran.

„Verzeihe!" bat sie, Friedrike liebevoll umfassend. „Das Glück macht selbstisch und rücksichtslos." Auch Weyland bemerkte jetzt den Eindruck, den die Aeußerung

Digitized by Google

von seinem und Marie's Liebesglück unwillkürlich auf Friedrike hervorgebracht hatte.

„Noch immer nicht überwunden?" rief er in ehrlicher Bestürzung aus. Und gleich darauf fuhr er in der guten Absicht, Trost zu spenden, fort:

„Laß nur gut sein, Friedrikchen! Wenn ich erst meine kleine Braut hier heimgeführt habe, dann ziehst Du zu uns nach der Stadt und Du sollst sehen, wie schnell sich ein Mann findet, der sich glücklich schätzt, wenn Du seine Bewerbung erhörst. Natürlich hier heraus nach dem langweiligen Sesenheim kommt ja kein vernünftiger Mensch —" Das laute Lachen Marie's unterbrach ihn — „Ja so," setzte er schnell hinzu, „Ausnahmen kommen natürlich vor."

Mit einem wehmüthigen Lächeln entgegnete Friedrike: „Ich danke Dir, lieber Fritz, für Deinen guten Willen, aber Deine Hoffnungen in dieser Hinsicht werden sich nie erfüllen."

„Unsinn!" warf Weyland murrend ein — „so darfst Du mir nicht reden! Es ist Euer Beruf, Frauen zu werden und Mütter. Warum willst Du ihn nicht erfüllen?" Nach seiner Ansicht hatte sie nun lange genug um den Verlust Göthe's getrauert. Auch Marie bekannte sich zu derselben Anschauung.

„Ja, Fritz hat Recht," bemerkte sie. „Warum sollst Du nicht auch glücklich werden, warum soll Deinem Herzen nicht ein neuer Frühling erblühen?"

Ein halb vorwurfsvoller, halb schmerzlicher Blick traf die Sprechende aus Friedrike's Augen. „Das fragst Du mich, Marie!“ entgegnete die Letztere, die Hand auf das höher schlagende Herz pressend. „Glaubst Du wirklich, daß dieses Herz, das einen Göthe geliebt, je einem Andern angehören könnte? Wie eine Heiligthumschänderin würde ich mir vorkommen, könnte ich es je einem anderen Manne erschließen. Hat er es nicht mit seiner Liebe geheiligt, geweiht für alle Zeit und Du glaubst, ich könnte das je vergessen, ihn vergessen?“ Die Röthe auf ihren Wangen hatte eine dunklere Färbung angenommen, ihre Augen schimmerten in feuchtem Glanze.

„Beruhige Dich, Friedrike,“ tröstete Weyland in herzlichem Tone. „Dein Opfer war nicht vergebens gebracht. Er hat herrlich gehalten, was er versprach, unser Wolfgang. Die stolzesten Hoffnungen hat er erfüllt, mehr als erfüllt. In einem Alter, in dem wir Anderen erst anfangen etwas zu werden, ziert ihm bereits der Lorbeer unvergänglichen Ruhmes die jugendliche Stirn. Mit schnellen Schritten hat er die Höhen des Lebens erstiegen, ein edler, vom lautersten Streben erfüllter Fürst nennt ihn Freund und Bruder und die stolzesten Geister des Vaterlandes huldigen ihm. Wie mir Salzmann schreibt, befindet sich Göthe zur Zeit mit dem Herzog Karl August auf einer Reise durch Deutschland und die Schweiz, auf welcher er

Straßburg berühren wird. Es ſoll mich wundern, ob er ſich bei dieſer Gelegenheit ſeiner Freunde in Seſenheim erinnern wird."

Dieſe unerwartete Nachricht, die Weyland jetzt mittheilte, der erſt am Morgen von dem nahen Lichtenau, in welcher Stadt er praktizirte, herübergekommen war, erfüllte Friedrike mit lebhafter Unruhe. Wenn Göthe wirklich nach Seſenheim hinauskäme? Wie ſollte ſie ihm begegnen? Sie mußte mit ſich zu Rathe gehen über dieſe Frage, allein, in ihrem ſtillen Stübchen. Sie machte ſich unter einem Vorwand von den beiden Liebenden los, die ihr langſam ins Haus nachfolgten.

IX.

Indeß, während dieses Gespräch auf dem Rasenplatze im Park von Sesenheim stattfand, schritt ein rüstiger Wanderer auf dem uns bekannten Fußweg, der von Drusenheim querfeldein nach Sesenheim führte, schnellen Schrittes dahin. Er trug einen hechtgrauen, mit Goldborte verbrämten Rock und in der Hand hielt er eine elegante Reitgerte. Im Gasthof zu Drusenheim hatte er sein Pferd eingestellt und Erkundigungen über die Bewohner des Sesenheimer Pfarrhauses eingezogen, ohne daß Georg, der freundliche junge Wirth, der nach des Vaters Tode die Wirthschaft übernommen hatte, in dem elegant, fast höfisch gekleideten Manne mit dem ernsten, gedankenvollen Blick, den lustigen Straßburger Studenten vom Jahre 70, dem er selbst einmal bei einem Schelmenstück hilfreiche Hand geleistet hatte, wieder erkannt hätte.

In der Seele des jungen Dichters, der zum ersten Male seit acht Jahren wieder auf diesem, einst so oft gewandelten Wege dahin schritt, stieg unwillkürlich die Erinnerung an die mit dieser Scenerie verknüpften Ereignisse seines Lebens auf.

In wüthendem Zorn war er damals nach seiner letzten Begegnung mit Friedrike spornstreichs nach Straßburg geeilt mit dem Gelöbniß, nie nach Sesenheim zurückzukehren. Dennoch hatte er, obgleich ihn nichts mehr zurückhielt und er in des Vaters Hause sehnsüchtig erwartet wurde, noch einige Tage in Straßburg verweilt, in der stillen Hoffnung, Friedrike würde ihr Unrecht einsehen und ihn mit bittenden und Besserung gelobenden Worten zurückrufen. Als sich diese Hoffnung als trügerisch erwies und als auch der inzwischen ebenfalls nach Straßburg zurückgekehrte Weyland auf sein Befragen erklärte, daß ihm keinerlei Botschaft an ihn aufgetragen sei, da hatte sich sein Herz noch mehr verbittert, und er war nun endlich nach Frankfurt geeilt mit dem festen Vorsatz, die Erinnerung an die in Sesenheim verlebte Zeit für immer aus seinem Gedächtniß zu verbannen. Er hatte sich in einen Strudel von Arbeit und Vergnügen gestürzt, hatte vielerlei neue Verbindungen angeknüpft, um die Stimme seines Herzens zu übertäuben. Die Zeit hatte seinen Schmerz und seinen Groll gelindert und als er nun auf seiner Reise mit seinem fürstlichen Freunde und Gönner Straßburg berührte, da konnte er der Versuchung nicht widerstehen, sich aufs Pferd zu schwingen und wieder einmal auf dem so oft zurückgelegten Wege dahinzusprengen, um noch einmal die Stätte wieder-

Digitized by Google

zuſehen, wo er einſt die reinſten Freuden ſeines Lebens genoſſen.

Und wie er es damals in ſeiner Straßburger Zeit bei ſeinen häufigen Ausflügen nach Seſenheim zu thun pflegte, ſo ſuchte er auch heute, anſtatt von der Dorfſtraße aus in das Pfarrhaus zu treten, zuerſt jene Stelle im Park auf, die er einſt, einem plötzlichen Einfalle nachgebend, „Friedrikensruhe“ getauft hatte. Unwillkürlich falteten ſich ſeine Hände, als er den für ihn mit den ſeligſten und ſchmerzlichſten Erinnerungen verknüpften Platz betrat und mit einem Blick tiefer Rührung die Tafel betrachtete, die er an jenem ereignißreichen Maitage ſelbſt an dem Stamme des Baumes befeſtigt hatte.

„Friedrikensruhe!“ kam es leiſe von ſeinen Lippen. „Wie ein heiliger Schauder erfaßt es mich. Es iſt mir, als ob ich in ein Gotteshaus träte, eine geweihte Stätte beſchritte. Und iſt ſie nicht geweiht,“ fuhr er ſinnend fort — „die Stelle, wo zwei junge, friſche Menſchenherzen ſich der reinſten Liebe erſchloſſen? O, daß der Mehlthau ihres Trotzes die Blüthe unſerer Liebe knickte! Ein unentwirrbares Räthſel iſt das Frauenherz.“ Ein Ausdruck ſanfter Wehmuth lagerte ſich auf dem ernſten Geſicht des jungen Dichters.

„Ich habe längſt verlernt,“ ſprach er weiter — „ihrer in Groll zu gedenken. Weiß ich doch, daß ich das, was ich in dieſen Jahren ſeit jenem Tage des

bitterſten Schmerzes geſchaffen, zum großen Theil ihr, meiner Liebe und meinem Schmerze zu danken habe. Ja, meinem Schmerze, denn klar iſt es mir in all' dieſer Zeit der Luſt und des Schmerzes geworden, daß ein Dichter, der die höchſten Wirkungen erſtrebt, nicht dauernd glücklich ſein darf. Das einförmige, ruhige Glück macht träge. In ſeiner Seele muß, wie im Meere, Ebbe und Fluth miteinander wechſeln. Nach den ruhigen Tagen ſonnigen Glücks muß der Sturmwind des Schmerzes, der Raſerei über ihn dahinbrauſen und ſeine Seele in ihren Tiefen erregen. Der Schmerz läutert und erhebt. Und gerade jene Perlen dichteriſcher Beredſamkeit, die die Seele des Hörers in ſanften Schwingungen des Mitgefühls erbeben laſſen, nur einem blutenden Herzen können ſie entquillen."

Jetzt trat Göthe an den Tiſch heran. „Bücher!" ſprach er, die von Friedrike zurückgelaſſenen Bände bemerkend. „So hat ſie noch vor Kurzem hier geweilt." Er ſchlug das Größere auf. „Clavigo!" rief er überraſcht aus. „Sie las in meinem Clavigo." Jetzt ergriff er das andere, mit einem goldeneu Rand geſchmückte Büchelchen und blätterte darin. „Tagebuch von Friedrike Brion," las er auf der erſten Seite. „Wie zarte, feine Schriftzüge," ſprach er weiter blätternd — „ſo zart, wie ihre Seele es war." Plötzlich erregte eine Stelle ſeine Aufmerkſamkeit. „Am 11. Mai

1771" — hieß es ungefähr in der Mitte des Tagebuchs. Göthe las mit inniger Ergriffenheit die unter diesem Datum stehenden Sätze, die von der tiefen Empfindung des einfachen Dorfkindes, welches die Liebe zur Dichterin gemacht hatte, beredtes Zeugniß ablegten.

„Nach seinem ersten Kusse. War je ein Wesen unter der Sonne so glücklich, wie ich es bin? Sein Kuß erweckte in mir ein Glücksgefühl, das ich in jedem Gliede meines Körpers fühle. Aller Welt möchte ich es sagen, wie selig ich bin, und doch wieder erscheint mir mein Liebesglück als etwas Heiliges, das ich mich scheue, anderen Augen zu enthüllen. O, wär' ich ein Vöglein, ich wollte mich in die Lüfte schwingen und mein Glück zum Himmel hinaufjubeln in Melodien, die niemand verstände, als Gott und ich. O, wär' ich eine Blume, ich würde meine Seligkeit in die Winde hauchen und niemand spürte es, als der Schmetterling, der mich umgaukelt, und ich. O, wär' ich der Bach, der durch die Wiese eilt, immerfort ohne Ruh', ohne Rast plätscherte ich mein süßes Geheimniß: ich liebe ihn, er liebt mich, ich liebe ihn — und niemand hörte es, als die Ufer und ich." Göthe hielt ergriffen inne.

„So glücklich in meiner Liebe," murmelte er — „und doch — doch!" Er blätterte weiter, da kam er an eine Stelle, die zu der Zierlichkeit und Sauberkeit des übrigen Theils des Buches in einem befremdlichen Gegensatz stand. Die Schriftzüge waren hier unregel-

mäßig und kraus, dazwiſchen waren einzelne Worte, wie von Thränen, verwiſcht. Unwillkürlich begann er zu leſen: „Acht lange Tage habe ich im Fieber geraſt. Heute zum erſtenmal aufgeſtanden. So kommt denn, ihr verſchwiegenen Blätter, euch will ich anvertrauen meinen Schmerz, meinen ungeheuren, unüberwindlichen Schmerz! Mußte es denn ſein, mußte es ſein? Mit dieſer Frage martere ich meinen müden Kopf wieder und wieder. Mußte mein Herz zu Boden getreten werden, um meinem Wolfgang den Weg zu den Höhen des Ruhmes freizumachen?“

Göthe blickte befremdet auf und warf einen Blick um ſich, als wolle er ſich vergewiſſern, daß er nicht träume. Dann las er haſtig weiter, bis er zum Ende gekommen war. Tief erſchüttert ließ er das Buch fallen und ſchlug die Hände vor das Geſicht.

„Ah, das iſt entſetzlich!“ ſtöhnte er. „Mit eigener Hand ſtieß ſie den Dolch ſich in das Herz. Einer Märtyrerin gleich brachte ſie ſich ſelbſt zum Opfer dar. Und während ihr Herz in den Zuckungen des Todeskampfes ſich wand, ſchmähte ich ſie mit harten Worten, ich — die Heilige! O, was muß ſie gelitten haben!“ rief er erregt aus. „Aber ich will eilen, mich ihr zu Füßen werfen, ihr ſagen —“ Er ſtürzte vorwärts, nach dem Hauſe zu.

In dieſem Augenblick erſchien an der Biegung des Weges Friedrike, die ihre Bücher vermißt hatte und

die nun kam, um dieſelben zu holen. Kaum hatte Göthe die Geſtalt der einſt ſo heiß Geliebten erblickt, als er mit ausgebreiteten Armen auf ſie zueilte.

„Friedrike!“ rief er jubelnd und ſchmerzlich zugleich aus.

Auf Friedrike ſchien der Klang dieſer Stimme noch immer die alte Wirkung auszuüben. Auch ſie ſtürzte ihm entgegen und ein Freudenſchrei kam von ihren Lippen.

„Wolfg —“ Doch ſchnell, wie ſie gekommen, erloſch dieſe Regung wieder und die bereits erhobenen Arme wieder ſinken laſſend, ſagte ſie mit erzwungener Förmlichkeit:

„Herr Göthe —“

Aber in ihm flammte die Liebe, welche er einſt für Friedrike empfunden, von Neuem in ihrer ganzen Stärke auf und zu ihren Füßen niederſinkend, rief er mit leidenſchaftlicher Gluth aus:

„Nein, nicht Herr Göthe — Wolfgang, Dein Wolfgang, der ſich Dir zu Füßen wirft, Deine Kniee flehentlich umklammert und Dich, Du Herrliche, bittet, ihm zu verzeihen. Ich weiß alles — aus jenem Buche da — und wieder gut machen will ich, was ich an Dir gefehlt. Jetzt ſollen ſie nicht mehr zwiſchen uns treten und Dich mit ſchmeichleriſchem Wort zu unerhörtem Opfer bewegen. Ich will über Dir wachen, wie über

meinem Augapfel. Jede Stunde meines Lebens will ich Dir widmen, Dir und Deinem Glücke.“ Vergebens versuchte Friedrike durch bittende Gebärden den Sturm seiner leidenschaftlichen Worte zu hemmen. „Für jede Minute des Schmerzes,“ fuhr er gluthvoll fort, „die Du um mich durchseufzt, will ich Dir eine Stunde des Glücks schaffen. Auf meinen Armen will ich Dich durch's Leben tragen, an meinem Herzen sollst Du, Schwergeprüfte, Dich wieder freuen lernen.“

In Friedrike's Brust tobte noch einmal der schmerzvolle Kampf zwischen heißer Liebessehnsucht und edelmüthigem Entsagen. Die Wunden, welche kaum vernarbt waren, brachen von Neuem auf. Da kniete er, nach dem sie sich mit blutendem Herzen gesehnt Tag und Nacht, vor ihr und bat um ihre Liebe. O, wie schön, wie zauberhaft schön müßte es sein, die Arme um seinen Hals zu schlingen, sich an ihn zu pressen und mit den verschmachtend durstigen Lippen das Glück in sich hineinzutrinken, das Glück, nach dem ihr Herz manch' bange Nacht hindurch mit fiebernden Pulsen gerungen hatte. Aber das Erwachen aus dem schönen Traum würde nicht ausbleiben und dann — dann —? Nein! Es durfte nicht sein, sie durfte nicht der so berückend an sie herantretenden Versuchung unterliegen. „Wie habe ich mich gesehnt nach diesen Worten!“ sprach sie leise, wie zu sich selbst. „Es war mein einziger Wunsch, noch einmal diese Sprache zu hören.“

Sie trat dicht an Göthe heran, der sich bei ihren Worten freudig erhoben hatte.

„Dennoch ist das Glück, das Sie da schildern, nicht mir beschieden.“

Als Göthe's Stirn bei diesen Worten sich unmuthig furchte, legte sie ihre Hand beschwichtigend auf seinen Arm.

„Prüfen Sie sich selbst, mein theurer Freund,“ fuhr sie mit weicher Stimme fort — „ruhig und ehrlich! Hätte Wolfgang Göthe seinen Götz schreiben können, wenn die Schwingen seines Geistes gelähmt worden wären von der Sorge um das tägliche Brod für sich und sein Weib? Oder würde Friedrike von Sesenheim sich glücklich fühlen können am herzoglichen Hof zu Weimar? Nein, so sehr auch mein Herz sich sträubte gegen diese Erkenntniß, es hat doch einsehen gelernt, daß das, was geschah, geschehen mußte.“ Ein unbeschreiblich ergreifendes Lächeln trat auf ihre Lippen. „Und ist denn mein Loos ein so beklagenswerthes? Nein! In Ihren Triumphen schwelge ich, jeden Erfolg, den Sie erringen, empfinde ich wie einen eigenen.“

Göthe fühlte sich im Innersten seines Herzens erschüttert und doch mußte er sich sagen, daß ihre Worte eine unleugbare Wahrheit enthielten. War ihm doch selbst während der letzten Jahre in Weimar zuweilen der Gedanke gekommen, wie sich Friedrike wohl in das Hofleben gefunden haben würde. Allerdings, hätte er

Digitized by Google

Friedrike's Schickſal mit dem ſeinen verbunden, er wäre wohl kaum je in dieſe Kreiſe gelangt und ſein Leben hätte wohl einen ganz anderen Verlauf genommen. Ueberwunden von ihrer Hochherzigkeit und ihrem tapferen Wahrheitsmuth rief er aus:

„Du Herrliche, Du Edle, ja, ich wäre ein Heuchler, würde ich mich der Wahrheit verſchließen. In Deinen Händen lag einſt mein Schickſal, meine Zukunft. Was ich bin, was ich je werde, Dir habe ich es zu danken. Das Feuer Deiner Liebe, meines Schmerzes um Dich hat mich zum Manne geſtählt, hat mich zum Dichter geläutert. An Allem, was ich ſchaffe, haſt Du einen Antheil, und wo man einſt preiſenden Mundes den Namen Wolfgang Göthe nennen wird, da ſoll man mit demſelben Athemzug Dich ſegnen, Friedrike, Du Heilige von Seſenheim!“

Sie hatten ſich bei den Händen gefaßt und ſo ſtanden ſie eine Weile lautlos, überwältigt von ihren Empfindungen und einander tief in die Augen blickend. Was in dieſer Minute durch Friedrike's Seele zog, entſchädigte ſie reich für alle erlittene Qual der letzten Jahre.

Dann gingen ſie Hand in Hand in das Pfarrhaus. Weyland und der gutherzige Pfarrer umarmten den ſo unerwartet Hereintretenden mit der alten Herzlichkeit; auch Marie reichte ihm ſogleich die Hände zum freundlichen Willkommensgruß. Nur die Mutter, unter

dem Einfluß der bitteren Empfindungen, die ſich angeſichts des Mannes in ihrem Herzen regten, deſſen Liebe ihrem Liebling ſo ſchwere Stunden tiefſten Weh's bereitet hatte, verharrte einige Minuten unbeweglich im Hintergrunde des Zimmers. Aber als Friedrike bittend ihre Hände ergriff und ſie dem Freunde, der ihr mit ausgeſtreckten Händen entgegenkam, zuführte, da fühlte ſie vor dem flehenden Blick ſeiner Augen allen Groll ſchwinden und ſeinen Händedruck herzlich erwidernd rief ſie aus: „Willkommen, herzlich willkommen in Seſenheim!“

In heiterem Geplauder, während man einander von den Erlebniſſen der Zwiſchenzeit, in der man ſich nicht geſehen, erzählte, verging der Reſt des Tages wie im Fluge. Und als Göthe am anderen Morgen nach einem herzlichen Abſchiede von der gaſtlichen Pfarrersfamilie rüſtig auf dem Wege nach Druſenheim dahinſchritt, um zu dem, ſeiner in Straßburg harrenden fürſtlichen Freunde zurückzukehren, da war ihm ſo froh und leicht zu Muthe, als ſei er nun endlich von einem ſchweren Druck befreit, der Jahre lang auf ſeiner Seele gelaſtet hatte.

Druck von J. Kerſtes, Berlin C., Niederwallſtr. 22.

Digitized by Google

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW

AN INITIAL FINE OF 25 CENTS
WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN
THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY
WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH
DAY AND TO $1.00 ON THE SEVENTH DAY
OVERDUE.

MAR 10 1936